

MENNONITE LIBRARY & ARCHIVES
289.747 M361d c.2 MLAMAIN
Martens, M./Durch Sturmeswogen : aus dem



3 0531 01005 5000

Durch Sturmeswogen.

Aus dem Leben der Verbannten in Rußland.



Selbsterlebtes.

M
289.747
M361d
c. 2

Frau M. Martens.

GENERAL CONFERENCE OF THE MENNONITE
CHURCH OF NORTH AMERICA

M Historical Library

Class No. 289.747 Donor

Book No. M361d Date Received

Accession No. 4461 Fund
cop. 2

This book should be returned at the end of 2 weeks; otherwise
a fine of 2 cents a day is charged for each additional day.

Does Not Circulate

Durch Sturmestwogen.

Aus dem Leben der Verbannten in Rußland.



Selbsterlebtes.

Alle Rechte, auch die der Übersetzung, vorbehalten.
Nachdruck verboten.

Frau M. Martens.

63p

16.5cm nd



Meine Rückkehr aus der Verbannung.

M
289.747
M361d
c.2

Endlich gerettet aus dem Lande des Schreckens wie ein Brand aus dem Feuer, will ich versuchen, meine Erlebnisse von meiner Verhaftung in Rußland bis zu meiner endlichen Ankunft im Lande der Freiheit, womit ich Deutschland meine, zu schildern.

Mit diesem Bericht, der meine traurigen Erfahrungen, zugleich aber auch die wunderbare Hilfe Gottes in Zeiten der Angst und des Elends darstellt, möchte ich einen Beweis liefern, daß der Herr, unser Gott, ein wahrer Helfer in der Not ist und bleibt. Davon bin ich eine lebendige Zeugin. Dem großen Gott, meinem Retter und Befreier, aber sei Preis, Dank und Anbetung dafür!

* * *

Es war der Tag am heiligen Abend. Draußen schneite es und der Wind blies große Haufen Schnee zusammen. Drinnen im Zimmer sah es bei uns nicht mehr freundlich aus. Meine Tochter suchte im Hause oberflächlich Ordnung zu schaffen, damit wenigstens dadurch eine Weihnachtsstimmung in uns beiden aufkommen sollte. Ihr kleines, ein Jahr altes Söhnchen, welches dauernd weinte, als klage es über etwas Verlorenes, wurde von mir im Zimmer umher getragen, und auch bei mir wollten die Tränen nicht versiegen. Vor vier Monaten hatte man den Vater des Kindes ins Gefängnis abgeführt, und durch das Weinen des Kindes wurden wir zwei einsame Frauen immer wieder an diese Schreckstage erinnert, wo die Polizei das ganze Haus durchwühlte und schließlich den Mann meiner Tochter als Gefangenen mitnahm. Der kleine

Junge war es gewöhnt, seinen Vater, wenn er von der Arbeit kam, von einem besonderen Fenster aus im Hause mit seinen kleinen Händchen zuzuwinken, als grüße er ihn. Und jetzt kam dieser eines Tages nicht mehr. Es hat Wochen gedauert bis in seinem kleinen Köpfchen der Gedanke, daß der Vater an diesem Fenster nicht mehr zu finden sei, verschwand.

Wir zwei Frauen dachten und sprachen auch unsere Gedanken darüber aus, wie es heute, am heiligen Abend, bei uns ausfah. Wird es noch eine kleine Überraschung geben? Wird vielleicht der Vater des Kindes, der Mann meiner Tochter heimkommen? Nirgends schien uns eine frohe Botschaft zu kommen. Schließlich sagte meine Tochter: „Wenn doch wenigstens ein Brief vom Vater aus Amerika käme, vielleicht würde da etwas enthalten sein, was uns Mut gebe. Damals konnte man noch ungehindert nach Rußland schreiben.“

Unterdessen war es Abend geworden. „Mutter, ich wage es und gehe ans andere Ende des Dorfes, dort wo eine Schwester zwei Tannenbäume hat und in großer Not ist. Ich will ihr eine Kleinigkeit geben und sie bitten, uns ein kleines Tannenästchen zu schenken,“ sagte meine Tochter mit strahlenden Augen. Es war streng verboten eine Weihnachtsfeier im Hause abzuhalten, und bei wem man ein Tannenbäumchen finden würde, sollte mit 50 Rubel bestraft werden. Aber wie sollten wir diesen Abend, der uns ohnehin schon trostlos erschien, noch ohne Christbäumchen zubringen? Meine Tochter hüllte sich in ihren Pelz und ging in den dunkeln Abend hinaus.

Tiefer Schnee lag schon auf den Straßen; aber keine Menschen waren zu sehen, denn jeder fürchtete sich durch das Gehen auf der Straße neuen Anlaß zur Aufmerksamkeit zu geben. Die G.P.U.-Beamten konnte man täglich am Tage u. des Nachts treffen, und Verhaftungen kamen immer wieder vor. Bei der Schwester angekommen, klopfte meine Tochter leise an die Tür. Die arme Schwester machte auf und war nicht wenig erschrocken, denn sie hatte nur auf die Polizei gewartet und sich schon auf's Schlimmste gewappnet, und nun war es jemand der ihr Gutes wollte. Freudentränen liefen über ihr Angesicht. „Darf ich ein Ästchen von deinem Tannenbaum? — und hier hast du dieses für dich.“ Die Schwester fürchtete sich ein Ästchen zu geben, um des Verbotes willen. Da sagte meine Tochter schnell: „Geh hinein, es ist kalt, ich habe die Verantwortung. Ich breche das Tannenästchen selbst ab.“

Nach einer Stunde stand bei uns in einer Flasche ein Weihnachtsbäumchen mit weißer Watte ausgeschmückt auf dem Tisch. Die Fenster hatte ich mit Zeitungspapier zugeklebt, während meine Tochter weg war, damit niemand sehen sollte, was drinnen vorgehe. Zwei halbe Lichtchen hatten wir noch in einem Döschen vom vergangenen Jahr; die wurden angezündet, dann las meine Tochter die Weihnachtsgeschichte. Singen durften wir nicht, um uns nicht verdächtig zu machen, aber wir beteten noch zusammen. Ich werde nie das tief erschütternde Gebet meiner Tochter vergessen, wie sie um die Befreiung ihres Mannes, den Vater ihres Kindes, bat. Geschenke hatte unser schlichter Weihnachtstisch keine aufzuweisen, aber wir Frauen hatten beide den festen Glauben an die Stunde der

Menschwerdung Jesu, die wir zur Zeit durchlebten, und das genügte uns. Da schaute meine Tochter auf einmal mich freundlich an. „Mutter,“ sagte sie, „eine kleine Weihnachtsüberraschung ist nun doch noch da. Als ich nach dem Tannenästchen ging, begegnete ich dem Postboten, der gab mir diesen Brief. Er ist von Vater aus Amerika, und dein Sohn hat auch noch ein paar Worte beigefügt.“ — „Wenn ihr dort im Lande nicht bald Ordnung macht, werden wir kommen,“ hieß es da, wie sich später herausstellte, in jugendlichem Übermut. Und wir freuten uns in der törichten Hoffnung, daß man Rußland befreien würde und so auch der Mann meiner Tochter bald frei würde. Und heute noch schmachtet Rußland unter dieser Schreckensherrschaft. Nachdem wir den Brief gelesen, wurde das Weihnachtsästchen in den Ofen gesteckt und verbrannt, und unsere Weihnachtsfeier war damit zu Ende.

Drei Wochen waren schon seit diesem Weihnachtstage vergangen. Wir waren in das neue Jahr eingetreten. Umsonst hatten wir Tag für Tag auf den Mann meiner Tochter gewartet, daß er für unschuldig erklärt würde und aus dem Gefängnis entlassen würde.

Da klopfte es eines Abends spät an der Tür, und als wir aufmachten, stand eine Kommunistin vor uns. Wir zitterten am ganzen Leibe, alle Farbe war aus unseren Gesichtern gewichen, denn sie konnte uns nur eine schlechte Botschaft bringen, und so war es auch. „Beruhigt euch,“ sagte sie zwar, „ich will euch nichts tun. Sie haben mir zuviel Gutes getan, Frau Martens, ich konnte es nicht über's Herz bringen, daß man sie vor meinen Augen abführt ins Gefängnis ohne sie gewarnt

zu haben. Man hat gestern im Dorfsrat besprochen, sie heute Nacht zu arretieren. Wenn sie den Mut haben, dann fliehen sie!“ Was auf mich dort auf einmal einströmte, wäre zu schwer niederzuschreiben. Es mußte erst eine Ruhe und eine Gottergebenheit kommen, von der Menschen, die solches nicht erlebt haben, nicht reden können.

Die Kommunistin war gegangen. Trotzdem wir wußten, daß diese Menschen Lügner seien, so waren wir überzeugt, daß sie dieses mal die Wahrheit gesprochen hatte. Meine Tochter brach das erste das Schweigen indem sie sagte: „Mutter, hast du Mut zu fliehen, dann ziehe dich an und geh!“ Wohin, das wußte ich nicht, aber ich war fest entschlossen, den Fluchtversuch in Gottes Namen zu wagen. Ich hatte gerade den kleinen Enkel in den Schlaf getragen und ich fühlte wie mein sonst so starkes Herz brechen wollte, als ich ihn leise aufs Bettchen legte, um mich von ihm, wie es sich später herausstellte, auf Jahre zu trennen. Ein Ruck, — ein sich stark machen, — und auf die Kraft Gottes vertrauend, stand ich in etlichen Minuten ungekleidet vor der Tür. Im Sturm und Schnee eilte ich anstatt auf der Landstraße über gepflügtes Land, damit mir niemand begegnen sollte, dem Bahnhof zu. Sechs Kilometer hatte ich zu gehen und ich war schon todmüde als ich am Bahnhof ankam. Aber was half es — so oder so — vor mir sah ich nur Verderben; die Flucht schien mir doch noch eine Hoffnung zu geben, und so wagte ich sie in Gottes Namen. Ich war noch nicht an der Tür des Bahnhofsgebäudes, da traf ich

einen Mann, dessen Vater auch schon im Gefängnis saß, der mit demselben Zuge ihn besuchen fahren wollte, um seinem Vater Essen zu bringen. „Wo wollen Sie hin, Frau Martens?“ fragte er, „zur Stadt zu russischen Geschwistern?“ „Ich bin auf der Flucht“, war meine Antwort. „Ja, dann können Sie sich doch nicht zeigen, wenn Sie auf der Flucht sind, um eine Fahrkarte zu lösen? Ich will es für Sie tun; denn sehen Sie, der ganze Wartesaal ist umstellt und wer verdächtigt wird, daß er fliehen will, der wird abgefangen.“ Ich sagte nichts, fragte auch nichts; ich war wie gelähmt. Mein Körper war vom schnellen Gehen erhitzt, und jetzt stand ich im Sturm und Wetter, um mich nicht zu zeigen, auf meine Fahrkarte wartend. Das Fieber schüttelte mich schon mit der größten Gewalt. Als der Mann mit der Fahrkarte kam und der Zug eintraf, stand ich gerade an der Stelle, wo der letzte Wagen halt machte. Und in einer Minute hatte mich der Schaffner in den Wagen hineingeschoben, nicht ahnend, daß er einer Frau zu einem Fluchtversuch verholken hatte. Es war Mitternacht, und der Zug rollte unaufhaltjam weiter um mich von meinem, auch schon nur zeitweiligen Heimort zu entfernen, denn zehn Jahre waren schon verflossen seit ich mit meiner Familie das erste mal von unserem eigentlichen Heimort fliehen mußten. Und nun ging es zum zweiten mal in die Flucht, nur mit dem Unterschiede, daß das erste mal unsere Flucht ein Ziel hatte, während ich heute vollständig in's Ungewisse hinausging, und nur der Glaube an Gott und seine Verheißung hielten mich und trugen mich.

Als unser Zug in der Stadt B. hielt, wo ich mir aufs Geratewohl ein Ziel gesteckt hatte, sagte der junge Bruder: „Schwester Martens, noch einen Händedruck, und der Herr bewahre Sie und lasse Sie glücklich den Händen ihrer Verfolger enttrinnen.“ Er ging dann zum Gefängnis seinem armen Vater das Essen zu bringen, und ich eilte zu den russischen Gläubigen, um für die ersten Tage ein Unterkommen zu finden. Der Herr führte es dann so, daß ich sechs Wochen bei diesen Geschwistern im Versteck leben konnte. Bald saß ich im Keller, bald in der Scheune oder auf dem Boden. Daß so ein Leben auf die Länge nicht möglich war, das sah ich bald ein, aber was half, es mußte jetzt so weiter gehen, bis der Herr einen andern Weg zeigen würde. Unterdessen schrieb ich nach den Geschwistern in der Ukraine, ob sie mich nicht für eine Zeitlang beherbergen wollten, bis sich die Sache geklärt hätte, ob man mich wirklich verhaften wolle. Sie antworteten: „Ja, Schwester Martens, wir wissen selbst nicht wie lange wir noch in Ruhe leben, aber so lange wir hier ruhig leben, soll unser Haus Ihnen offen stehen.“

Da ich mit meiner Tochter jeden Briefverkehr abgebrochen, — o, wie bedrückte mich das! — kam eines Tages der Bruder, bei dessen Familie ich bis jetzt gewohnt hatte und sagte: „Schwester Martens, wir dürfen Sie nicht einen Tag länger halten! Ich habe für Sie die Fahrkarte schon in der Tasche, heute Abend bringe ich Sie selbst auf den Zug, und Sie fahren nach der Ukraine nach den Geschwistern, die sie so herzlich eingeladen. Dort sind Sie noch weiter von dem Ort entfernt, wo man Sie kennt. Die Polizei ist schon

aufmerksam gemacht worden, daß sich bei mir eine fremde Frau aufhält." — Und so ging's mit schwerem Herzen weiter nach der Ukraine. 24 Stunden dauerte die Fahrt, ganz müde kam ich dort an. Geessen hatte ich nichts während der Reise. Die Geschwister teilten wohl das Letzte mit mir, und doch hieß es in mir: wie lange — und dann mußt Du weiter wandern. Daß macht Dein Körper nicht durch! Ich war so weit gekommen, daß es mir schon lieber schien, eine Gefangene zu sein, als von einem Ort zum andern zu fliehen. Es brauchte für mich ein festes Glauben, daß der Herr unsere Wege hier auf Erden schon vor Grundlegung der Welt geordnet hat. Und ich konnte nach vielem Ringen im Gebet froh werden, daß Gott zu seiner Zeit mir helfen werde, aus dieser unerträglichen Ungewißheit.

War ich bei den vorher erwähnten Geschwistern sechs Wochen, so kam hier schon nach vier Wochen der Vater des Hauses und sagte, daß er schon verdächtigt worden sei, jemand im Hause zu verbergen und so leid es ihm tue, es bleibe mir nur noch ein Ort. „Fahren Sie zu Ihrer Pflegechwester unter den Deutschen, da ist der Verrat nicht so groß. Vielleicht können Sie dort wirklich ruhig leben. Sie ladet Sie schon zum zweiten mal ein; warum nicht dieses Anerbieten annehmen?“ Und so reiste ich nochmals mit schwerem Herzen zu meiner Pflegechwester nach S. Diese nahm mich sehr freundlich auf, und bedauerte mich aufs Außerste. Ich durfte bei ihr bleiben so lange wie ich wollte, nur seien sie sich auch garnicht mehr sicher. Zweimal hatte man bei ihnen schon Haussuchung gemacht, daher freuten wir uns für diese Gelegenheit, einander auszusprechen,

weil sonst niemanden zu trauen war. — So kam der 2. Juni, 1931, heran als ich mit meiner Pflegechwester mit Familie am Teetisch saßen und uns von den letzten Tagen erzählten, die uns nur mit Schrecken erfüllten. Es wurden nämlich 7000 Männer, Frauen und Kinder aus dem Halbstädter Kreis und Umgegend gesammelt, in Frachtwagen eingeladen und in die Verbannung nach dem Ural abgeschickt. Bei der großen Hitze litten die Verbannten unter quälendem Durst, und das Geschrei der dürstenden Kinder und die Verzweiflung der Eltern waren unbeschreiblich. Drei Tage dauerte das Verladen. Niemand war sicher; jeder lebte in der Furcht, daß auch ihm dies Unglück zustoßen könnte. Nach der Abfahrt der Gefangenen beruhigten wir uns etwas und sprachen gerade am Teetisch von den Verbannten und bedauerten sie, als plötzlich drei Juden, ungefähr im Alter von 30 Jahren, eintraten und Angabe unserer Namen verlangten. Als an mich die Reihe kam und ich meinen Namen nannte, sagte der andere so recht grimmig: „Sie sind verhaftet! Zeigen Sie uns mal das Zimmer, wo Sie gehaust haben!“ In diesem Moment trat mir lebendig vor die Seele, daß wir Menschen wohl die Ausführung des Planes Gottes durch unser eigenes Vorgehen aufhalten können, aber durchgeführt wird er doch, weil der Herr weiß, was zum Heil unserer Seelen dient. All mein Fliehen hatte nichts genützt, vielleicht noch sogar geschadet.

Die Türen wurden sofort gesichert und meine Sachen in der unvernünftigsten Weise durchsucht. Die Drei hatten nämlich Anweisung erhalten, die bei mir

vorhandenen 4000 Rubel Sowjetgeld und 25 amerikanische Dollars zu beschlagnahmen und mich zu verhaften. Selbstredend wurde alles ausgehändigt, da ich sofort sah, daß hier kein Zurückhalten mehr helfen könnte und ich auch tatsächlich die Geldsumme im Hause hatte. Ich war auch überzeugt, daß sie auch außer dem Namen des Mannes, der laut Anweisung dieses Geld erhalten sollte und es nicht angenommen hatte, um alles wußten.

Jetzt hieß es: „Folgen Sie uns!“ Und von den von oben bis unten Bewaffneten in die Mitte genommen, ging's dem Halbstädter Dorfsrat zu. Der Dorfsrat war der Hof eines Großbauern, den man verschickt hatte und seine Gebäude auf dem Hofe zu Kerker für die Gefangenen aus dem Dorfe und den umliegenden Dörfern gemacht hatte. Ich rief dabei fortwährend in meinem Herzen: „Herr, dein Wille geschehe! Herr, hilf mir!“ Ich wußte, jetzt gab es einen langen, unabsehbaren Leidensweg zu gehen. Aber — o, wie köstlich! — als ich durch das Hoftor des Dorfsratshauses trat, erschallte von einer hundertköpfigen Menschenmenge, die man gerade aus den Scheunen und Kellern zum Waschen herausgelassen hatte, die Strophe, welche gewiß viele von unseren deutschen Geschwistern hier in meiner neuen Heimat auch kennen werden:

„O, wie gut ist's, dir vertrauen!
Jesus, dir ergeb' ich mich;
Selig, droben dich zu schauen,
Dein zu bleiben ewiglich!“

Und wie ich so um mich sah und diese leichenblassen, von großen Entbehrungen zeugende Gesichter erblickte

und ihren Leidensmut wahrnahm, da wich meine Verzagttheit von mir. Es ging mir wie Elia, als er glaubte, er sei allein übriggeblieben, und der Herr ihm sagte: „Ich will lassen überbleiben siebentausend in Israel, nämlich alle Knie, die sich nicht gebeugt haben vor Baal.“ Eine besondere Kraft des Herrn überkam mich, und ich harrete getrost der Dinge, die weiter kommen sollten.

Im Dorfsrat wurde ich noch einmal von einem Juden ins Verhör genommen und mit der größten Strenge ermahnt, in Bezug auf mein Geld genau die Wahrheit zu sagen, sonst könnte es mir schlimm ergehen! Auf meine Frage, wo man mich denn schließlich lassen wollte, es sei doch schon 12 Uhr nachts, sagte der Jude: „Nun, das werden Sie bald sehen.“ Sofort klingelte er, und herein trat ein bewaffneter Soldat, dem ich nun ausgeliefert und dem gesagt wurde: „Sie haben dafür zu sorgen, daß diese Gefangene nicht entkommt, und haben sie samt diesem Schreiben der Behörde abzuliefern, die uns Befehl gegeben hat, sie zu verhaften. Falls sie einen Versuch zur Flucht macht — niederschießen! So, jetzt wissen Sie alles.“

Der Soldat wußte natürlich alles, weil man ihm in meiner Abwesenheit schon mitgeteilt hatte, welcher Behörde er mich abzuliefern hatte. Ich wußte selbstverständlich nichts, denn in dieser Ungewißheit wird jeder Verhaftete gelassen, um ihn noch mehr zu schrecken. Ich hatte es noch nie gesehen oder gehört, daß man eine Gefangene allein im Güterzug transportierte. Ich hoffte immer noch vielleicht nur am Orte auf etliche Tage festgehalten zu werden und dann mich doch auf freiem Fuß zu sehen.

Als ich noch da stand, sagte der Soldat so recht grob: „Was stehen Sie da? Nehmen Sie Ihre Sachen, wir haben uns zu beeilen!“ Draußen war stockdunkle Nacht. Ein Schauerregen ging durch die Luft. Wohin ging es mit mir? Es fing immer heftiger an zu regnen. Am Tag war es ja heiß, aber der Regen und der Wind machten die Nacht kalt, dazu war ich leicht angezogen. Ich fing an zu frieren, denn meine Gesundheit ließ viel zu wünschen übrig. Halb durchnäßt an Körper und Füßen schritt ich dahin. Wir hatten das Dorf Halbstadt hinter uns, da merkte ich, daß mein Begleiter dem Bahnhof zusteuerte. Ich wußte genau, daß um diese Zeit kein Personenzug ging, und in einem Güterzug würde man mich allein wohl nicht transportieren. Von meinem Begleiter konnte ich nichts erfahren, denn allem Anschein nach war ihm verboten, mit mir zu sprechen; er trieb mich nur grob an, schneller zu gehen. Es wurde mir nicht leicht; der Weg wurde immer beschwerlicher und schlüpfriger. Ich wußte noch immer nicht, wohin ich gebracht werden sollte.

Endlich waren wir auf dem Bahnhof und da sagte der Soldat zum Stationsvorsteher: „Ich habe eine Gefangene, und die muß sofort nach der Hauptstadt der Ukraine gebracht werden; wann geht der Güterzug?“

Der Stationsvorsteher sagte: „In fünfzehn Minuten; aber ich habe nicht das Recht, sie in einen Wagen zu stecken, nur auf die Plattform draußen.“

O Gott, dachte ich, halb durchnäßt bin ich, ein eisiger Wind weht, und jetzt noch 24 Stunden stehen, vollständig dem Wetter preisgegeben! Aber alles Bitten des Soldaten, uns in einen Frachtwagen zu stecken,

half nichts. Er selbst fror schon tüchtig. Ich mußte mit meinem Begleiter auf die Plattform hinaufsteigen und hockte auf meinem Koffer; der Soldat neben mir hielt Wache. Es kam mir alles wie ein Hohn vor, da ein Fliehen nur den sicheren Tod bedeutete und, menschlich gesehen, unmöglich war. Endlich kam ich, durchnäßt und durchgefroren, ohne etwas zu essen, an meinem Bestimmungsort an und wurde von meinem Begleiter sofort in die G.P.U. gebracht.

Typisch war es, daß ich bereits in dem ersten Zimmer von einem dicken Juden empfangen wurde, der mir ohne jede Schonung, die mein Zustand sonst gefordert hätte, die Frage vorlegte: „Wissen Sie auch, wo Sie sich befinden?“

Darauf sagte ich: „Natürlich weiß ich es, das sagte mir schon das Schild vor diesem Hause.“

„Nun, dann richten Sie sich danach ein; morgen werden Sie verhört, und wenn Sie nicht genau die Wahrheit sagen, da wir gut unterrichtet sind, kommen Sie nicht mehr ans Tageslicht. — Jetzt nehmen Sie die Gefangene,“ sagte er zu einem anderen Soldaten, der telephonisch herbeigerufen wurde, „und bringen Sie dieselbe in Zelle No. 9.“

Dem Kommando folgend stieg ich ein, und das Auto, von außen schwarz und vollständig lichtlos, der „schwarze Kabe“ genannt, sauste davon. Jeder, der es fahren sah, wußte, daß da Gefangene zum Gefängnis transportiert wurden. Dieses lag außerhalb der Stadt.

Im Gefängnis angekommen, wurde ich nochmals von einer Frau im Beisein von mehreren Beamten körperlich untersucht, was mich ganz außer Fassung

brachte. Ich betete immer wieder: „Gott gib mir, auch diese furchtbare moralische Erniedrigung zu ertragen, und gib mir Kraft zum Schweigen, um diesen sittenlosen Menschen Achtung vor mir einzulößen und sie nicht durch meine Empörung zu größeren Gemeinheiten zu reizen!“ Das ist in den meisten Fällen geschehen. Ich sah, daß ich durch mein Verhalten gesiegt hatte; denn das ganze halbe Jahr, das ich gerade mit diesen Personen zu tun hatte, schämten sie sich. Keine Gemeinheiten wagten sie mir zu sagen. Nach dieser Untersuchung kam ich endlich in eine Einzelkammer, und hart dröhnte der Verschuß der Tür in meinen Ohren. Jetzt überkam mich erstmals richtig das Gefühl, daß ich eine Gefangene sei. Aber die große Müdigkeit und alles in diesen 24 Stunden Durchlebte taten das Ihrige, um mich schnell einschlafen zu lassen. Es war auch bereits 2 Uhr nachts.

Ich will kurz von dem Abschrecken wirkenden in der Einzelkammer berichten. Es sind meistens Zellen, die im Kellerraum sich befinden oder wenigstens nur ein schwaches Licht haben, daß man seine Umgebung, das heißt die Wände, nur durch Betasten feststellen kann, in welchem Zustande sie sind. Dann darf dem Gefangenen, der in solche Zelle hineinkommt, kein Essen von den Verwandten oder Bekannten zugetragen werden bis sein Verhör zu Ende ist, und wenn es ein Jahr dauert und er dem Hungertode anheimfällt. Oft werden auch die zu Tode Verurteilten da hinein gesteckt. Sie gelten als die schlimmsten Verbrecher, die selbst mit dem Tode rechnen müssen, die in solche Einzelkammer hinein kommen.

In meiner Zelle war nichts als eine Bettstelle die aus vier Pfählen und drei Brettern bestand. Darauf legte ich meine Decke und mein Kissen, deckte mich mit meiner Jacke zu und schief getrost ein, nachdem ich mich dem Schutze des Herrn anempfohlen hatte, der die Geschicke der Menschen lenken kann wie Wasserbäche. Am anderen Morgen wachte ich jedoch schon früh auf, denn das Ungeziefer, das ich am Abend noch nicht gemerkt hatte, plagte mich entsetzlich, der Hunger ebenso, denn ich hatte ja schon 32 Stunden nichts gegessen. Um 8 Uhr wurde mit einem Male an der Tür gerüttelt und aufgeschloffen. Wie froh war ich, daß der Gefängniswärter ein Stück Schwarzbrot und eine Kanne gekochtes Wasser in der Hand hielt, welches er mir sofort überreichte, wobei er natürlich das tiefste Schweigen bewahrte. Wer dieses bricht, wird zu sechs Monaten Gefängnisstrafe verurteilt. Während ich nun so da saß und mein Brot verzehrte, wurde plötzlich wieder die Tür aufgeschlagen. Ein unbekannter Soldat trat herein und sagte: „Sie haben zu folgen!“ Ich fragte, ob ich nicht erst mein Frühstück beenden dürfte. „Sie haben sofort zu folgen!“ sagte er mit Nachdruck. Vor der Tür des Gefängnisses sah ich schon den „Schwarzen Raben“ stehen, mußte einsteigen, und fort ging es durch die Stadt in die G. P. U. zum Verhör, das man ja am Vorabend bereits angesagt hatte. Dort empfing mich wieder der dicke Jude und brachte mich in ein zweites Zimmer. Auf einen Mann hinweisend, der am Tisch saß und schrieb, sagte er: „Dies ist Ihr Untersuchungsrichter, der auch mal ein verdammt religiöser Mann gewesen ist, der aber mit dieser Dummheit gebrochen hat. Weil er aber die Bibel genau so

kennt, wie wir wissen, daß Sie sie kennen, und ebenfalls auch die Bande der Missionare, mit der Sie in Verbindung stehen, soll er Ihr Verhör führen. Ich rate Ihnen zum letzten Male, ihm die reine Wahrheit zu sagen, damit es Ihnen nicht allzu schlecht ergeht, denn wir spaßen nicht; und mit dieser Verschwörung räumen wir auf." Mit diesen Worten knallte er die Tür zu, und ich habe diesen boshaften Menschen nicht mehr gesehen, wofür ich Gott noch heute dankbar bin, denn er flößte einem das größte Grauen ein.

Jetzt sagte mein Untersuchungsrichter in etwas milderem Ton: „Hoffentlich haben die Worte meines Kameraden genug auf Sie eingewirkt, daß Sie mir die Wahrheit sagen. Also: Wieviel Geld haben Sie auf Anweisung von Herr N. hier versteckt? Nennen Sie mir diejenigen, die Geld erhalten haben.“

Da schrie ich zum Herrn in meiner Not. Weil ich körperlich wirklich leidend war und diese Fragen in mir momentan ein Fieber hervorriefen, was auch der Untersuchungsrichter sah, gab der Herr mir einen Gedanken, den ich sofort aussprach: „Sie wollen von mir als von einem Kinde Gottes nur die volle Wahrheit hören, und solche will ich auch sagen; aber ich kann Ihnen heute keine Angaben machen, denn Sie sehen ja, daß ich Fieber habe und krank bin.“

Da konnte ich wieder sehen, daß Gott die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche. Er stimmte auch das Herz des Untersuchungsrichters weich und ließ ihn an die Wahrheit meiner Worte glauben. Hätte er gezweifelt, hätte ich meine Glaubensgeschwister in dieselbe traurige Lage gebracht, in der ich mich befand,

und mein Gewissen hätte mich als Verräter an meinen Brüdern verklagt. Sofort wurde ich entlassen, unter Bewachung wieder in den „Schwarzen Raben“ gesetzt und in meine Zelle gebracht.

Hier hatte ich nun Zeit, wie der Untersuchungsrichter mir noch nachrief, bis zum nächsten Tag meine Gedanken zu ordnen, so daß meine Angaben der Wahrheit entsprächen und trotzdem niemand in Mitleidschaft gezogen würde. Unter Gebet und Flehen hat der Herr es mir auch gelingen lassen. Da man bei mir eine bestimmte Summe Geldes suchte und sie auch fand, so wußte ich sofort, wer mein Verräter war. Denn diesem hatte man die Summe von 4000 Rubel angewiesen, ohne zu wissen, daß er schon nicht mehr zu den Treuen des Herrn gehörte, sondern zum endgültigen Verräter an seinen Brüdern geworden war und in den Diensten der G.P.U. stand. Darüber kann auch Schwester M. als eine Zeugin vor Gott aussagen, mit der ich zuletzt noch einen Monat in meiner Zelle zusammen verlebte.

Da ich nun genau wußte, wer der Urheber meiner Verhaftung war, war es mir auch leicht, alle erhaltenen Gelder so einzuteilen, daß nur die Empfänger genannt wurden, die bereits in der Verbannung waren oder die nach Amerika ausgewandert waren. Darüber hatte ich seinerzeit von meiner Pflegechwester in Halbstadt alles Nötige erfahren. Und die größten Geldsendungen hatte ja N., der Ungetreue, selbst erhalten; das war noch das Gute dabei! Ich muß noch hinzufügen, daß N. laut Erzählungen von Geschwistern seiner Gemeinde wegen seines Wohllebens von der G.P.U. beneidet wurde. Das erfuhr ich noch vor meiner Ver-

haftung. Angesichts der großen Hungerznot selbst in Moskau war seine Lage auffallend; und man fing an, ihn zu beobachten. Um die Sowjetregierung von seiner Staatsstreue zu überzeugen, nahm er von dem Bruder, durch den ich krankheits halber auf Anweisung vom Missionsverein die 4000 Rubel schickte, das Geld nicht an. Er notierte sich aber meine Adresse, die ihm der betreffende Bruder, ohne sich Gedanken darüber zu machen, angab. Ich hatte ihm gesagt, daß ich zu meiner Pflegechwester nach Halbstadt fahren würde, um einen deutschen Arzt meiner Gesundheit wegen aufzusuchen. Dort suchte man mich, und ein paar Wochen später wurde ich verhaftet. Auch viele andere hatte A. angegeben, und über diese sollte ich seine Aussagen der G.P.U. bestätigen. Ich kannte aber zu meiner großen Freude die Betreffenden nicht. Mit der größten Ruhe und der Gewißheit, daß der Herr den Seinen, wenn sie vor Gericht stehen, die Worte zur Verantwortung selbst in den Mund legt, durchlebte ich mein erstes, zweites und drittes Verhör. Diese verschiedenen Vernehmungen erfolgten in Abständen von drei Tagen. Das Verhör, geleitet von so gottlosen — und ich glaube, es ist nicht zuviel gesagt, — von Gott verworfenen Menschen, ist eine furchtbare Sache. Man wand die verschiedenartigsten grauerregenden Methoden an, um aus dem Menschen ein Geständnis von möglichen und unmöglichen Dingen herauszukriegen.

In diesen Tagen hatte sich aber noch etwas anderes bemerkbar gemacht, das nicht weniger bedrückend war als die Untersuchung selbst. Der Untersuchungsrichter ließ immer wieder durchblicken, daß all meine ungeheulichen Taten für schuldig genug angesehen würden,

um mit meiner Verbannung rechnen zu müssen. Das aber bedeutete Elend und Hunger. Morgens 300 Gramm Schwarzbrot, mittags zwei Eßlöffel voll Hirsegrüße in Salzwasser gekocht und abends wieder nur aufgekochtes Wasser, davon konnte kein Mensch leben, das ist klar. Mein Körper war vor Aufregung und Hunger schon sichtlich mitgenommen. Alle Briefe, die ich an meine Kinder nach dem Kaukasus schrieb, blieben ohne Antwort. Wie ich später erfuhr, wurden alle Briefe durchgelesen, um sie noch irgendwo als Waffe gebrauchen zu können, dann wurden sie einfach in den Papierkorb geworfen, um keine Verbindung mit den Verwandten zustande kommen zu lassen und das Loos der Armen dadurch recht zu erschweren. Meine Tochter hatte mich schon vier Monate für tot beweint, weil sie keine Nachricht von mir erhielt.

In dieser Zeit hatte man mich aus meiner Einzelzelle in eine andere übergeführt, wo wir jetzt zu zwei saßen. Als ich nun so in meiner Zelle auf und ab ging und der Hunger immer größer wurde, gab der Herr mir in den Sinn, an eine Schwester in Charfow, deren Adresse ich noch in Erinnerung hatte, zu schreiben im Vertrauen zum Herrn, daß man diese Zeilen durchlassen würde. Wie gedacht, so getan. In schlichter Weise schrieb ich dieser Schwester, daß ich am Ort in G.P.U., Zelle 30, gefangen sitze; sie möchte mir doch etwas zu essen bringen. Der Beweis dafür, daß der Herr mein Gebet erhört und dieser Schwester meine Karte hatte zukommen lassen, war, daß mir schon am dritten Tage von dem Gefängniswärter ein Korb mit gutem Gemüße und etwas Brot herein gebracht wurde. Daß ich Tränen der Dankbarkeit weinte, kann sich jeder Leser

denken, und mein Gebet war: „Bewahre mir diesen Raben! Hilf mir wie einst Elia, dem täglich seine Nahrung zugeführt wurde!“ Diese Schwester hat treu ein halbes Jahr Tag für Tag vor meiner Zellentür mit einem Korb voll Essen gestanden.

In der Zelle erlebte ich so manches, was mich fast dem Wahnsinn nahe brachte. Die tägliche Plage des Ungeziefers, die armselige Kost; denn, wenn die genannte Schwester auch das Ihre tat, so war es doch immer zu wenig, um den Körper zu erhalten; dann das schwache Licht, das nur als matter Schein in die Zelle fiel, die nassen Wände, all das Schreckliche, das aus den anderen Zellen zu hören war, usw., vermögen auch einen Stärkeren zu zermürben und aus dem inneren Gleichgewicht zu bringen. Ich will hier einige Beispiele anführen.

Die Gefängnisinsassen haben eine besondere Verständigungsmöglichkeit, nämlich durch Klopfen an die Wand. Dieses Klopfen in verschiedener Art und Reihenfolge ausgeführt, ersetzte Buchstaben, aus denen man ganze Wörter bilden konnte. So wurde ich eines Tages durch das Klopfen an meine Wand aus meinem Dahinbrüten aufgeschreckt. Und was ergab sich? In der Nachbarzelle saß ein Arzt, den man den ganzen Tag im Verhör hatte, und die Anschuldigung lautete, er habe sich der Vergiftung von Kommunisten schuldig gemacht. Er bestritt die Tat, und um weiteren Foltern durch die verrohten Unmenschen zu entgehen, beschloß er, seinem Leben ein Ende zu machen. Mit dem Glase seiner Uhr, die man ihm abzunehmen vergessen hatte, wollte er seine Pulsadern durchschneiden. „Wenn Sie einen dumpfen Fall hören, so wissen Sie, daß ich die Tat

vollbracht habe,“ sagte er mir durch die Klopfstöne. Vor seinem Tode wollte er aber noch jemand seinen Entschluß mitteilen. Ich versuchte ihn noch unzustimmen, und wies ihn auf Jesus hin, der mehr gelitten habe und freiwillig in den Tod gegangen sei. Ich vermochte nicht, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Bald hörte ich das eilige Laufen der Gefängniswärter, die die Häftlinge durch kleine Fenster beobachteten und wohl auch die Tat meines Nachbarn gesehen haben mußten, der in seiner Verzweiflung keinen Ausweg mehr wußte. Wie schwer ein solcher Fall auf die Zurückbleibenden, in den Einzelkammern Sitzenden einwirkt, kann nur der beurteilen, der so etwas miterlebt hat.

Ein zweites Erlebnis. Seit einigen Tagen wurde ich aufmerksam gemacht auf ein unaufhörliches Kratzen an meinem Fensterchen in der Außenwand. Soviel ich mich bemühte, es ausfindig zu machen, woher es kam und was es bedeutete, kam ich nicht dahinter. Doch eines Tages bemerkte ich zwischen Fensterrahmen und Mauer ein Löchlein so groß, daß man eine Mark durchschieben könnte, und da befand sich ein kleines Röllchen Papier. Da es sich bewegte, sah ich darin, daß noch jemand allein sei, der mit anderen lebenden Wesen in Verbindung treten möchte. Und was zeigte sich heraus? Als ich das Papierchen aufrollte, las ich, daß über mir, im zweiten Stock, zwei Ingenieure saßen, von denen der eine vor zwei Tagen wahnsinnig geworden war. Man hatte ihm Tag und Nacht die verfänglichsten Fragen gestellt, wobei die Untersuchungsrichter abwechselten. Er wurde beschuldigt, falsche

Pläne in der Fabrik entworfen zu haben, um die Sowjetregierung zu schädigen und das System der Bolschewiken zu untergraben. Diese verlogenen Anklagen konnte er nicht länger ertragen und sei in den Wahnsinn verfallen. So schrieb der gesunde Ingenieur in dem Zettel, den er an einem Zwirnfaden über meinem Fenster heruntergelassen hatte. Das Kraken, welches ich vorher gehört hatte, stammte von seinem Fenster, wo er seine Öffnung in tagelangem Bemühen gemacht hatte in der Hoffnung, daß auch an meinem Fenster sich eine Öffnung befinden könnte; und er hatte sich nicht getäuscht. Was hatte ich nun zu tun? Der Mann hoffte auf Trost und Unterstützung durch Worte, denn mit einem Wahnsinnigen in einer engen Zelle zusammen zu sitzen war gewiß unerträglich und forderte Mut. Und der Herr gab mir Kraft, diesem Verzagten Trost aus Gottes Wort niederzuschreiben, denn es gibt dem Müden Mut und Stärke, und so wehte nach einer halben Stunde mein Fegen Papier hinauf. — Und so gab es noch verschiedene Erlebnisse für mich drei Monate lang, eines trauriger wie das andere.

Vor der Beendigung meines Verhörs führte man mich noch durch einen langen dunkeln Gang, vor mir ein Soldat mit offenem Gewehr und einer hinter mir mit einer kleinen Blitzlaterne den Gang beleuchtend. Und was mußten meine Augen sehen — überall Blutspuren. Am Ende des Ganges stieß man mich in eine Zelle, die sah es noch grauenhafter aus. Daß ich angesichts solcher Umgebung meine Rechnung mit Gott machte, muß jedem gläubigen Menschen klar sein.

Man wollte mich mit diesem letzten Gang in diesen Gemächern noch mürber machen, um in den Dienst die-

ser rohen Gewalten zu treten; aber diese Macht hat der Herr mir vorenthalten. Als ich nach einer Stunde wieder vor dem Untersuchungsrichter kam, hieß es nur: „Wie haben Sie sich besonnen? Sie haben nur mit Verbannung zu rechnen.“ Als er meinen Entschluß sah, warf er mir ein Papier hin, das ich unterzeichnen mußte. Es lautete: Freiwillige Verbannung nach Ostasien.

Man schob, (denn anders kann ich es nicht nennen) eine russische Nonne zu mir in die Zelle. Das war für mich nun eine Freude, mal wieder mit einem lebenden Wesen zu haufen und zu sprechen. Mit Tränen in den Augen umarmten wir uns und erzählten uns gegenseitig unsere Erlebnisse aus der letzten Zeit. Sie hatte auch viel bei dem Verhör gelitten; man wollte sie zwingen, ihre Mitschwesteren herauszugeben, die sich überall in den Dörfern im Versteck aufhielten. Sie blieb aber fest und wurde dafür zu 10 Jahren Konzentrationslager nach dem Norden verbannt. Nun hatte ich meine Gesellschaft, aber nach 10 Tagen hieß es wieder allein sein. Unter Tränen nahmen wir voneinander Abschied, denn in diesen 10 Tagen des Beisammenseins waren wir ein Herz und eine Seele geworden, trotzdem wir verschiedener Glaubensrichtung waren. Hier möchte ich es besonders betonen, daß angesichts solcher Erfahrungen alle Vorurteile über Nation und Konfession schwinden, und ich mußte mich immer wieder an das Wort erinnern: Es wird eine Herde und ein Hirt sein.

Unterdessen wurde nun mein Untersuchungsrichter, der inzwischen plötzlich erkrankt war, wieder gesund,

und dieselben Anklagen wiederholten sich. Es hieß immer wieder: „Ihre Mithilfe zugunsten Notleidender hier in Rußland, auf Anweisung der Mission ist ungesetzlich, und Sie haben nur mit einer Verbannung zu rechnen.“ Darauf hatte ich mich ja auch gefaßt. Drei Monate lang dauerte so mein zweites Verhör, dann wurde mir gesagt, es sei beendet, meine Anklage wurde mir zum letzten Mal vorgelesen und das Urteil verkündet: Drei Jahre Verbannung nach Ostasien, 6000 Kilometer von meinem Heimort im Kaukasus. Damit war die Strafe über mich verhängt und ich kam wieder in meine Zelle und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Wenn man schon fünf Monate lang in so schweren Verhältnissen gelebt hatte, ohne Tageslicht, als ob man im Grabe wäre, da kam einem so ein Urteil nicht mehr schrecklich vor. Man klammerte sich schon in Gedanken an das Ziel der Reise, an den Ort der Verbannung, wo man wieder auf mehr freie Bewegung und Luft zu hoffen wagte. Aber der Höhepunkt meiner Qualen war noch lange nicht erreicht, wie ich später erfahren mußte.

Zunächst trat an mich eine scheußliche Versuchung heran. Es wurde mir wieder eine Verhaftete in meine Zelle gebracht; und was ergab sich? Es war eine gläubige Schwester, die ich schon kannte durch öftere Vermittlung von Geldsendungen, um ihr in ihrer Not zu helfen. Wie war unsere Freude so groß, wir beteten und sangen leise zusammen, und sie erzählte mir nun von der Ursache ihrer Verhaftung. Ihr Mann war nämlich Prediger und da habe man ihn eines Tages in die G.P.U. gerufen und ihm die Frage vorgelegt, ob er nicht in ihren Dienst treten wolle, um ihnen zu

helfen, alle Brüder, die mit dem Auslande in Verbindung ständen oder sonst gegen den Bolschewismus eingestellt seien, herauszugeben. Er könne ja weiterhin Prediger bleiben, es dürfe nur niemand davon erfahren, sie würden ihm guten Lohn geben, usw. Er solle sich zwei Tage besinnen und ihnen dann Bescheid sagen. Zu Hause angekommen, erzählte er alles seiner Frau und sie beschloßen, lieber gemeinsam einen Leidensweg zu gehen, der von unabsehbarer Tragweite wäre, als ihre Brüder zu verraten. Nach Gebet und Flehen hieß es: Jetzt handeln, d. h. für den Mann fliehen. Damit seine Frau nach der Flucht der G.P.U. wahrheitsgetreu aussagen könne, daß ihr unbekannt sei, wohin er sich gewendet habe, durfte kein Ort verabredet werden. Und so nahm der Mann Abschied von seiner Frau und zwei kleinen Kindern und ging hinaus in die dunkle Nacht. Es war ein schwerer, erschütternder Augenblick, wie die Schwester mir schilderte. Und so viel mir bekannt ist, weiß diese Schwester noch heute nicht, wo ihr Mann geblieben ist.

Nach drei Tagen kam sie nun auch wirklich in's Gefängnis und war schon zweimal zum Verhör gefordert. Um sie zum Geständnis zu zwingen, kam sie vorher in eine unbeschreibliche Umgebung, eine Zelle, wo lauter Diebinnen und anderes verkommenes Gesindel untergebracht war. Da sie nun immer wieder beteuerte, sie wisse nichts von ihrem Mann, und es auch tatsächlich nicht wußte, wollte man andere Mittel gebrauchen, denn man glaubte ihr natürlich nicht. Sie wurde in meine Zelle gebracht, und nun fing für mich eine moralische Erniedrigung an. Nachts, um 2 Uhr,

wurde unsere Zellentür aufgerissen, während wir im tiefen Schlaf lagen, mein Name wurde hineingeschrien, und es hieß sofort anziehen und folgen. Draußen stand wieder der „Schwarze Rabe“, und ich seufzte: „Herr Gott, was hat das wieder zu bedeuten, meine Sache ist ja beendet, sollte eine neue Auflage aufgetaucht sein?“ Mein ganzer Körper bebte, mein Innerstes nicht weniger vor Angst, was ich zu erwarten hatte.

Als ich nun wieder vor meinem Untersuchungsrichter stand, merkte ich sofort, daß meine Furcht für mein persönliches Wohl und Wehe unbegründet sei. Ich wurde freundlich gebeten, Platz zu nehmen und wurde nun über meine Leidensgenossin ausgefragt. Erst wurde mir geschmeichelt: man kenne mich als eine Frau, die nur die Wahrheit spreche, und man werde sich bemühen, mir einen guten Verbannungsort zuzuteilen, was selbstredend die größte Lüge war, denn ich bekam den aller schlimmsten. Und nun kam es: „Diese Frau, die mit Ihnen in der Zelle sich befindet, ist eine Lügnerin und weiß wohl, wo ihr Mann steckt, wir werden sie in den Keller werfen und ihre Gebeine vermodern lassen, wenn sie nicht die Wahrheit sagt“. Die Drohungen wollten kein Ende nehmen, und die Faust dröhnte kräftig auf den Tisch. Das letzte Wort war: „Wir werden sie doch zum Geständnis bringen, und Sie, Frau Martens, sollen uns helfen, daß solches geschieht.“ Da sah ich in einen Abgrund bodenloser gemeinster Schlechtigkeit und Verdorbenheit eines menschlichen Herzens, das ohne weiteres einem Bruder zumutet, seinen Bruder zu verraten. Der Herr bewahrte mich vor dieser Verurteilung, da ich am Tage vorher durch die Worte der

Schwester fest überzeugt war, daß sie wirklich nichts von ihrem Manne wußte. So konnte ich mit klarem Blick und größter Ruhe die Verteidigung der Schwester übernehmen. Dreimal wurden wir beide, eine nach der andern, immer nachts nach der G.P.U. gefahren und dort bis in den hellen Morgen gequält. Schließlich sagte ich: „Mögen Sie diese Frau, die gewissenhaft nur die Wahrheit spricht, in Haft halten oder in die Verbannung schicken, das ist Ihre Sache, aber ich bleibe bei der Aussage, daß sie unschuldig ist, und das ist mein letztes Wort“. Um mir nicht die Freude zu gönnen, daß der Untersuchungsrichter meinen Worten geglaubt, und mich miterleben zu lassen, daß die Schwester freigelassen wurde, brachte man mich in ein anderes Stadtgefängnis. Außerdem sollte auch die Schwester von meinem Aufenthalt nichts wissen, um mir womöglich durch ein Lebensmittelpaket mitzuhelfen. Daß sie in Freiheit sei, davon erfuhr ich später durch einen Brief, den sie mir an meinen Verbannungsort schickte. Nach unserer Trennung was sie ohne jegliche Verzögerung freigelassen worden, um nach 5-monatlichen schweren Folterungen dem Elend endlich den Rücken zuzukehren zu dürfen. Was Freiheit bedeutet, kann nur der ermessen, der selbst in Verbannung oder Haft gewesen ist, das wiederhole ich immer wieder. Und was eine Trennung von so einer gläubigen Seele, wie diese war, bedeutet, mit der ich Freude und Leid einen Monat lang geteilt hatte, will erfahren sein. Ich konnte mich nur sehr schlecht ins Unvermeidliche schicken, trotzdem ich ihr die Freiheit von Herzen gönnte.

Immer tiefer ging's dagegen mit mir ins menschliche Elend hinein. Nach etlichen Tagen wurde ich zum

fünften Male in derselben Stadt in eine der schauerlich-
sten Zellen gebracht. Von dort aus sollte ich, genau nach
einem halben Jahr nach meiner Verhaftung, abtrans-
portiert werden. Hatte ich in diesen sechs Monaten
meiner Haft Schreckliches erlebt, so spotteten die letzten
sieben Tage, die ich in dieser Zelle zubringen mußte,
jeder Vorstellung und Beschreibung. Gleich beim Ein-
tritt war ich schon entsetzt über den Anblick der dreißig
Frauengestalten — völliger Auswurf der menschlichen
Gesellschaft! Halb entkleidet, mit Wunden am Körper,
im Gesicht die Spuren von Unzucht und Verstoßtheit,
warfen sie sich alle auf meinen Korb wie Hyänen. Den
hielt ich noch vor Schreck in der Hand und fing nun
vor Angst an zu schreien, was nur eine Menschenkehle
vermag, und es hat wohl verzweifelt genug geklungen,
denn plötzlich kam aus einer anderen Ecke eine wuchtige
Stimme, die zur Ruhe rief: „Das Weib hat nichts
zu essen, es kommt nur aus einem anderen Gefängnis
und nicht von draußen.“ Da sagte ich Mut und sagte,
daß ich tatsächlich noch von ihnen Brot haben möchte.
Zum Zeichen, daß ich die Wahrheit sprach, mußte ich
meinen Korb öffnen, und als sie sich überzeugt hatten,
daß ich nichts darin hatte als ein bißchen Wäsche, schli-
chen sie wieder langsam auf ihre Plätze zurück. Meine
Helferin bei diesem Überfall war eine Bauersfrau, die
sich vor diesen Weibern einen Versteck in einem Winkel
der Zelle unter der Bettlade gesucht hatte und nur zum
Essen daraus hervorkam. Sie hatte aber der zucht-
losen Gesellschaft soviel Respekt eingeslößt, daß sie sich
Gehorsam erzwang, und wenn sie dem Gefängniswär-
ter Klagen vorbrachte, gab es Prügel. Diese Bauers-
frau nahm mich nun in ihren Schutz, und neben ihr

auf dem feuchten Boden wurde auch mir ein Plätzchen
für die Nacht fertiggemacht. Die ersten Tage und Nächte
kam kein Schlaf in meine Augen, denn die schamlosen
Reden und das laute Fluchen dieser verkommenen Ge-
sellschaft hörten nicht für eine Minute auf.

Am sechsten Tage erst schlief ich todmüde endlich
fest ein, und hätte nicht die Bauersfrau Wache bei mir
gehalten, hätten mir die Frauen die wenigen Klei-
dungsstücke, die ich noch hatte, entwendet. An ein Zu-
rückfordern der Sachen hätte man nicht denken dürfen,
wenn einem sein Leben noch lieb war. So hatte der
Herr auch hier wieder Sorge für mich getragen, daß
ich meine nötigsten Kleider und die Wäsche behalten
konnte, denn es war ja im Monat Januar und sehr
kalt. Jede Stunde aber hatte ich zu erwarten, gerufen
zu werden zum Abtransport; und sollte ich auch bloß
dastehen, es wird nicht danach gefragt, es heißt nur
kurz militärisch: „Folgen!“

Die nächste Nacht um 1 Uhr ging es dann auch los.
Alle Zellen wurden aufgerissen und die Namen derer
aufgerufen, bei denen die Untersuchung zu Ende war.
Dann wurden alle auf den Hof getrieben trotz eisiger
Kälte. Obgleich der Körper seit einem halben Jahr nur
die Stubenluft gewöhnt war und die meisten sehr dürf-
tig gekleidet waren, ging es gleich in Kälte, Schnee
und Eis hinaus. Zwei Stunden dauerte es, bis die
1500 Menschen, die in den Transport hineinkamen,
noch einmal körperlich untersucht waren; auch ihre
Sachen wurden durchsucht. Und wie erniedrigend und
ermüdend war eine solche Visitation, da man von den

Soldaten so manche Grobheit einstecken mußte. Als alle Formalitäten erledigt waren, wurden die Verhafteten in Reihe und Glied aufgestellt. Noch eine Drohung, daß jeder im Fall eines Fluchtversuchs sofort niedergeschossen würde, und dann ging es im Soldatenmarsch hinaus zum Gefängnistor. Vor dem Tor hieß es noch einmal: „Stillgestanden!“ und zum zweitenmal mit Donnerstimme: „Fluchtversuch bedeutet Tod!“ Mir schien es wie ein Hohn; diese Schar schwacher und alter Menschen, umgeben von Soldaten mit geladenen Gewehren und mit einer Meute reißender Hunde umgeben, konnte unmöglich an Flucht denken. Ganz unstimmig war die Drohung einer Anzahl siebzig- u. fünfundsiebzig-jähriger Mütterchen gegenüber, denen man es schon nicht zumuten konnte, die 10 Kilometer zum Bahnhof zu Fuß zu marschieren, und die man auf einen Wagen geladen hatte. Wie traurig dieser ganze Zug von Verbannten aussah! Das muß man gesehen haben, um sich eine Vorstellung davon machen zu können.

Trotz fortwährender Drohung und rohem Vortwärtstreiben durch unsere Begleiter bewegte sich die ganze Gruppe nur langsam weiter, denn der Schnee fiel in dichten Flocken, und der Wind blies schneidend über unsere Köpfe; dazu war es dunkle Nacht, und der Weg führte über Stoppelfelder. Immer wieder sanken die Leute in den tiefen Schnee, der durch den Wind zusammengeweht war, und schrien gequält: „Erschießt uns lieber, wir können nicht weiter!“ Trotzdem die Soldaten Schweigen geboten, hörte man fortwährend

diese verzweifelten Schreie. Daß die Warnung vor Fluchtversuchen nicht leere Worte waren, davon überzeugte mich ein weiteres Erlebnis während des Marsches. Um dem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen, versuchte einer von den Verbannten in seiner Verzweiflung, sich von den anderen allmählich zu entfernen; aber es dauerte nicht lange, da hörte man einen Pfiff, dann einen Schuß und zuletzt einen Aufschrei und das Stöhnen eines sterbenden Menschen. Als unsere Kolonne bis zu der Unglücksstätte kam, sah man nur noch Blutspuren, denn die Hunde hatten den toten Körper schon zerfetzt. Aber auch dieses Entsetzliche brachte niemand zum Schweigen, das Stöhnen, Jammern und Fluchen nahm kein Ende, denn der Gang war zu schwer und zu trostlos. — So kamen wir gegen Morgen auf dem Bahnhof an, totmatt, hungrig, viele mit angefrorenen Füßen und Fingern. Die Soldaten selbst waren in keiner besseren Verfassung, die Kälte hatte sie eben auch nicht geschont. Sie erwärmten sich nun bald durch eine Flasche Wein und machten sich damit wieder Mut, uns bei dem Verladen in die Züge um so roher zu behandeln. Das Verladen dauerte fünf Stunden lang. Viele von den Verbannten, darunter auch ich, waren so entkräftet, daß uns mit unserem Gepäck geholfen werden mußte, als wären wir kleine Kinder. Endlich waren die 1500 Menschen in die Wagen untergebracht wie Heringe in Fässern; die Türen wurden geschlossen, und es trat etwas Ruhe ein. Ich und viele andere mit mir dankten im stillen Gott, daß dieser schwere Schritt, der uns unserem Verbannungs-

ort näherbringen sollte, getan war, aber wie viel Schwereres sollte noch kommen! Es ist gut, daß der Mensch nicht in die Zukunft sehen kann und daß der Gläubige sich in der Hand des Herrn befindet, der zu jeder Nothzeit auch die nötige Kraft gibt. Alle Verbannten lebten nun in der Hoffnung, in zehn Tagen dieser unmenschlichen Lage zu entinnen und ans Ziel der Reise zu kommen, und dieser Gedanke hielt uns aufrecht. Langsam bewegte sich unser Zug, und nach drei Tagen sahen wir, daß wir bei dieser Fahrt kaum in zehn Tagen nach Ostasien kämen, wohin der Transport ging. Die Sorgen fingen langsam an, unsere Herzen zu beschleichen.

300 Gramm Schwarzbrot und vier Glas aufgekochtes Wasser täglich, das war unsere ganze Nahrung. Das Schlafen in sitzender Stellung, eine Nacht nach der anderen, zermürbte den Körper. Dazu gesellte sich noch die Furcht, daß unsere Reise statt zehn Tage wohl etliche Monate dauern könnte; und wir hatten uns darin nicht getäuscht. Kaum waren wir 160 Kilometer gefahren, wozu wir 72 Stunden gebraucht hatten, da wurde Halt gemacht, und man sah schon an dem Benehmen der Wächter, daß der ganze Transport ausgeladen werden sollte. Zur Bestätigung sah man schon durchs Fenster aus der Richtung der Stadt, in deren Nähe der Zug stehen blieb, eine Gruppe von bewaffneten Soldaten herankommen, die den ganzen Transport übernahmen und in das Stadtgefängnis bringen sollten. Neue Noheiten beim Ausladen, der Marsch zum Gefängnis mit den total erschöpften Kräften, die Befürchtung, in diesem Gefängnis noch mehr Ungeziefer

wie in dem vorherigen anzutreffen, das alles erdrückte jedes Gemüt aufs schwerste. Man sah überall verzweifelte, tieftraurige Gesichter.

Etwa sechs Stunden dauerte es wieder, bis wir im Gefängnis zu Tula, einem Städtchen unweit von Moskau, ankamen. Eine Zelle, wie ein Mensch sie sich nicht vorstellen kann, empfing mich: Masse, zahlloses Ungeziefer aller Art, dazu die Bewohner der Zelle, wie ich sie von früher kannte: Diebe, Mörder und andere Verbrecher. Wir wurden als „Vorübergehende“ angesehen, deshalb kamen wir in die schlimmsten Zellen unter die niedrigsten Menschen. Man war bestrebt, unsere Lage nach Möglichkeit zu verschlimmern. Von den Lebensmitteln, die uns Freunde und Verwandte mitgegeben hatten, mußten wir denen abgeben, die von niemand unterstützt wurden. Die 300 Gramm Brot Gefangenenkost reichten längst nicht für den allernötigsten Bedarf. Vierzehn Tage brachten wir in diesem Zustand zu.

Ich fand meine Schlafstätte auf der Diele unter einer Decke mit einer Diebin. Alle halbe Stunden mußte man sich die Läuse ablesen, um nicht Wunden zu bekommen. Dazu um uns das unaufhörliche Fluchen bei Tag und Nacht — das war unser Leben. Die Leser werden es für unmöglich halten, daß das ein Mensch lange ertragen kann; aber in solchen Fällen macht sich die Kraft Gottes bei den Gläubigen in besonderer Weise offenbar. Sie hilft die allerschwersten Dinge zu überwinden, auch mit einer Diebin unter

einer Decke zu schlafen und sich dabei doch getrost in den Armen unseres großen Heilandes zu wissen. Ich muß es bei dieser Gelegenheit sagen, daß nur die Kraft Gottes noch eine Macht über diese fast bis zum Tier herabgesunkenen Menschen hat. Das weiß ich aus Erfahrung, denn die Diebin, mit der ich 14 Nächte unter einer Decke schlief, wagte es in dieser Zeit nicht zu stehlen. Sie wurde mitunter sogar unwillig und sagte: „Ihretwegen muß ich mir solchen Zwang anlegen und habe nicht die Kraft zu stehlen, weil Sie immer sagen, Gott sieht es und die Strafe kommt doch eines Tages.“

Unterdessen war der Befehl erteilt, uns weiter zu befördern, und wir wurden wieder alle verladen. Viele waren schon so entkräftet, daß sie nur mit Wagen zum Bahnhof befördert werden konnten, und etliche von den alten Mütterchen hatten bereits ihr Leben gelassen. Es waren ja alle nur des Glaubens wegen verhaftet. Der Herr hatte ihren Leiden ein Ende gemacht, wir aber hatten weitere Kämpfe zu bestehen.

Diesmal dauerte unsere Reise ununterbrochen drei Wochen. Trotzdem wir noch lange nicht die Hälfte unseres Weges zurückgelegt hatten, wurde auf jeder Station Halt gemacht. Die Soldaten unserer Bewachung gingen abwechselnd spazieren, kauften sich etwas zu essen und vertrieben sich die Zeit. Der Transport von Verurteilten wurde für unnützes Material angesehen und kam an letzter Stelle zur Beförderung, so daß es für uns eine endlose, qualvolle Reise wurde. Quälender Hunger stellte sich während der dreiwöchigen Fahrt ein,

weil die Soldaten unserer Begleitung nicht immer die vorgeschriebene Menge Brot für den Transport unterwegs kaufen konnten. In einem Wagen starben mehrere vor Hunger. Weil sich niemand um die Sache kümmerte, wurde die Portion von 300 auf 150 Gramm herabgesetzt, und man mußte damit zufrieden sein. Unter den Verhungerten waren Lehrer, Nonnen, Geistliche und andere. Ich hatte ein Döschen mit gemahltem Kaffee für die Reise von einer Schwester erhalten, davon nahm ich täglich einen Teelöffel voll und zerkaute ihn, um mein Leben zu erhalten. Menschen verhungern zu sehen, ihre dem Tode vorangehenden markerschütternden Bitten um Brot zu hören und nicht helfen zu können, um nicht selbst dem gleichen Schicksal zu verfallen — das alles konnte einen Menschen zum Wahnsinn bringen oder ihm das Herz zu Eis erstarren lassen.

Plötzlich kam wieder der Befehl: „Macht euch fertig, auf der nächsten Haltestation werdet ihr wieder ausgeladen!“ Unser Zug ging jetzt schon durch sibirische Steppen, und wir waren froh, die Hälfte unserer Reise hinter uns zu haben. Nun machte uns der neue Aufenthalt ganz verzagt; denn mancher wußte, daß ihm die Kräfte nicht mehr ausreichen würden, um bis zum Ziel zu kommen. Langsam packte jeder seine geringen Habseligkeiten zusammen. Als der Zug wieder hielt, wurde ausgeladen. Unser Transport war merklich zusammengeschmolzen, weil viele schon vor Hunger gestorben waren. Alle mußten sich wieder in Reih' und Glied aufstellen; aber viele konnten es nicht mehr und saßen

im Schnee mit Gesichtern wie gelbe Wachsfiguren. Es war ein Bild zum Erbarmen. Wir hatten ja alle seit drei Wochen keine frische Luft mehr schöpfen dürfen; die Luft im Wagen war bei geschlossenen Türen und Fenstern geradezu verpestet, besonders noch dadurch, daß man hier auch seinen Bedürfnissen nachkommen mußte. So waren wir die frische Luft nicht mehr gewöhnt und bekamen Schwindel als hätten wir Alkohol genossen. Auf Kommando bewegte sich unsere Gruppe nun langsam zu Fuß 10 Kilometer zum Stadtgefängnis. Es war kein Gehen mehr, sondern ein mühsames Weiter schleppen des Körpers. Seine Sachen konnte niemand mehr tragen. Das sahen auch unsere Begleiter ein und ließen alles auf Wagen laden, dazu auch die noch am Leben gebliebenen siebzugjährigen Mütterchen.

Auch in diesem Gefängnis, das uns einen Monat lang beherbergen sollte, haben wir wieder viel Trauriges erlebt, was sich täglich auf verschiedene Art wiederholte. Ich will nur einen von diesen Fällen schildern. Einige Stunden nach unserer Ankunft hörte ich plötzlich ein klägliches Wimmern wie von neugeborenen Kindern, nicht Schreien, die Stimmen waren zu schwach. Die meisten von uns konnten vor Aufregung nicht schlafen, viele saßen still auf ihren Lumpen, rangen die Hände und weinten. Hin und wieder entrang sich der Brust dieser Mütter ein tiefer Seufzer und hartes Stöhnen. Es saßen in der Zelle ungefähr 100 Frauen. Am andern Morgen, als die Schließerin endlich mit dem kochenden Wasser und dem vorgeschriebenen Quantum Brot kam, schrie eine von den Frauen, die die

ganze Nacht im Sitzen weinend zugebracht hatte: „Gebt mir mein Kind, oder schlägt es tot! Zeigt mir, daß es wirklich tot ist, ich kann es nicht mehr anhören! Ihr laßt sie doch alle verhungern!“ Aber alles Bitten half nichts. Als sie versuchte, der Schließerin nachzudrängen, wurde ein Soldat gerufen, der sie ergriff und gewaltsam in die Zelle zurückstieß. Der laute Schlag überzeugte uns, daß die Tür wieder verschlossen war. Die Frau raufte in wilder Verzweiflung ihr Haar und hörte nicht auf zu schreien: „Gebt mir mein Kind!“, bis ein Soldat kam und sie aus der Zelle zertrte. Wie wir später erfuhren, wurde sie in einen Keller gesteckt, ohne Luft und voll Ungezieser, bis sie versprach, nicht mehr zu schreien und unter den anderen Frauen keinen Aufruhr zu erwecken.

Nach einigen Tagen wechselten unsere Schließerinnen. Die Neue war uns freundlicher gesinnt. Wenn sie von anderen Schließerinnen nicht beobachtet wurde, unterhielt sie sich mit uns und zeigte Mitleid. Auch was Wasser anbelangt, erleichterte sie unsere Lage. Da nahm ich mir den Mut und fragte sie, was das Quäken von kleinen Kindern bedeuete. „D,“ sagte sie, „die Mütter dieser Kinder sind vor der Entbindung ins Gefängnis gekommen, haben hier geboren, und weil sie selbst bei der Gefängnisloft nicht am Leben bleiben, werden ihnen die Kinder sofort weggenommen und in eine Kinderkrippe getan, die hier vorhanden ist.“ Die Aussicht aber lag in Händen von tief gesunkenen Frauen, die das bißchen Milch, das für die Kinder bestimmt war, selbst austranken und die Kinder verhungern ließen. Die höheren Angestellten kümmerten sich nicht

darum; denn niemand trägt Verantwortung, wenn im Gefängnis jemand umkommt — es sind ja Menschen, die „dem Staat schädlich sind“. 40 Kinder befanden sich in unserer Krippe, und fünf trugen sie sicher jeden Tag in die Totenkammer, ohne sie den Müttern zu zeigen. Es wurde ihnen nur gemeldet, daß ihr Kind gestorben sei, und damit war alles abgetan. Die meisten Mütter waren auch froh, ihr Kind endlich gut aufgehoben zu wissen. Die weiteren Strapazen, die sie selbst noch durchzumachen hätten, brauchten sie nicht mehr für ihre Kinder zu befürchten, und ihr Herz hatte endlich Ruhe. Wer wird bei diesem wahrheitsgetreuen Bild nicht von Mitleid ergriffen? Diese Frauen waren, nach dem Urteil jedes anständigen Menschen, unschuldig in diese Lage hineingekommen. Meist waren es vollständig ungebildete Bauersfrauen, die weder lesen noch schreiben konnten und somit nichts von Politik verstanden. Man sagte ihnen: „Ihr habt in der Erntezeit Arbeiter als Aushilfe gehabt und somit das Blut dieser Menschen getrunken. Jetzt werden wir euch mal arbeiten lehren.“ Alles Verteidigen half nichts, trotzdem der Untersuchungsrichter selbst überzeugt war, daß der Bauer mit seiner Frau mehr gearbeitet hatte als der Tagelöhner.

Nach einem Monat solcher Erlebnisse wurde wieder befohlen: „Sachen packen! Fertigmachen zum Weitertransport!“ Der Transport aus dem Gefängnis und das Einladen in die Züge wurden ausschließlich nachts vorgenommen, um die Bewohner der Stadt nicht in Empörung zu bringen angesichts des mitleiderregenden Bildes, das solche Verbannten boten.

Einen Monat lang reisten wir wieder in diesen vergitterten und geschlossenen Wagen. Endlich sahen wir die Sonne höher steigen, die Hitze fing an drückend auf unsere schon zu Tode ermüdeten Körper zu wirken. Durch die Fenster sahen wir die Karawanen der Reisenden mit ihrem auf Kamele geladenen Gepäck, die hohen Felsen und ganz hoch wie aus den Wolken die Schneeberge im Strahl der Sonne. Jetzt wußten wir, daß wir uns wirklich in Ostasien befanden, und hofften also, bald die Stadt Alma-Ata zu sehen, die als unser Verbannungsort vorgesehen war. Bald hielt der Zug, und alle Verurteilten wurden ausgeladen. Wieder hatten wir eine Menge Toter, Schwerkranker und Sterbender, die noch auf der Plattform des Bahnhofs ihr Leben aushauchten. Natürlich wurde von seiten der Behörden den Verwandten der Verstorbenen keine Nachricht gegeben. Wenn es nicht ein mitleidiger Leidensgenosse irgendwie möglich macht, eine Nachricht durchzubringen, erfährt mancher Angehörige erst nach Jahren, daß sein Vater oder Sohn, seine Mutter oder Tochter längst tot sind. — Der Postverkehr war sehr unordentlich; überall saßen Diebe an den Beförderungsstellen, so daß die Hälfte von den Paketen gestohlen wurden, welche für die Gefangenen bestimmt waren, und die Geldsendungen in den meisten Fällen auch unterschlagen wurden.

Der Gefängnishof, auf den wir gebracht wurden, bot uns ein anderes Bild, als wir es im Innern Rußlands gewohnt waren. Dort waren die Höfe klein, und hier sahen wir einen unabsehbaren Hof, abgegrenzt

von hohen Lehnwänden in orientalischer Art. Dieser Hof konnte wohl, wie man uns sagte, eine Armee von vielen tausend Verurteilten beherbergen, die sich auf kleinen Feuerchen ihr Essen außer der zugeteilten Gefängnisnahrung zubereiteten. Hier hatten die Verbannten schon mehr Freiheit, sie waren in Gruppen eingeteilt, von denen einer als Obmann einmal in der Woche in die Stadt fahren und Einkäufe machen durfte, natürlich in Begleitung einer Wache. Dies war nur möglich, wenn die Verbannten von ihren Angehörigen Geld bekommen hatten. Am Tage durften alle frei auf dem großen Hof umhergehen. Zur Nacht wurden alle ohne Ausnahme, Männer und Frauen, in großen Baracken untergebracht, die von außen bis 9 Uhr morgens mit Wachen umstellt waren, damit niemand entlaufen sollte. Diese Nächte waren auch schwer zu überstehen. Der Raum war so begrenzt, daß man entweder nur zusammengekauert oder in halbseitiger Stellung schlafen konnte. Daß viele Ungeziefer war eine Dual. Todfranke Menschen mit Typhus, Dysenterie und anderen epidemischen Krankheiten lagen zwischen den gesunden, so daß man immer Gott dankte, wenn der Morgen anbrach und die Gesunden aus den verpesteten Baracken wieder auf den Hof an die frische Luft kamen. Wir warteten nun jeden Tag, daß man uns die Papiere aushändigen und uns freilassen würde, damit sich jeder noch lebensfähig war, irgendwie Arbeit und Herberge suchen könnte. Aber alles Warten schien umsonst zu sein; ein Tag verging wie der andere, und wir erlebten eine weitere schwere Enttäuschung. Unser Gefängniswärter sagte nämlich, dieser Gefängnis Hof

sei nur ein Sammelplatz für alle, die aus ganz Rußland nach Ostasien verbannt werden. Da die Stadt nicht allen Arbeit geben oder sie ernähren könne, hätten sie das Recht, die Verbannten in verschiedene Ortschaften zu verteilen und sie auch, wenn sie es für nötig befänden, nach Sibirien zu schicken. Das war wieder eine böse Nachricht. Die meisten riefen in Verzweiflung: „Ja, wie lange kann es dauern, bis wir wieder weiterkommen? Vier Monate sind wir schon gereist, 6000 Kilometer von der Heimat entfernt!“ — „Ja, beruhigt euch nur. Wer sich strafbar macht, der muß aushalten; und wer nicht aushält, stirbt eben! Augenblicklich haben wir Quarantäne, da bei uns im höchsten Grad Typhus und Dysenterie herrschen und niemand weitergeschickt werden kann.“ Das war eine Antwort! Bei dieser Nachricht sängen viele von den Verbannten an zu fluchen, andere weinten, noch andere beteten, und zu denen gehörte auch ich. Mein Flehen war: „Herr, hilf! Du hast dich bis heute herrlich an mir erwiesen und in höchster Not immer einen Ausweg gefunden zur Erhaltung auch meines dahinsiechenden Körpers.“ Post kam nicht auf den Gefängnis Hof, und somit war jegliche Verbindung mit unseren Verwandten ausgeschlossen. Jeder sagte sich: „Wer hier am Leben bleibt, der kann es nur als ein Wunder Gottes betrachten.“ Bei der Gefängnisnahrung und den furchtbar auftretenden epidemischen Krankheiten war ja alles dazu angetan, uns dem Tode verfallen zu lassen. Der Tod hielt denn auch reichliche Ernte. Jeden Tag ohne Ausnahme wurden immer zwei hohe Wagen nackter Leichen, schmutzig bis zur Unkenntlichkeit durch die Dysenterie, hinausgeschleht und in ein Massengrab gelegt, wie uns der

Gefängniswärter erzählte. Auf dem Hof gab es nur eine Baracke für Kranke, und die faßte nur 300 Mann. Infolgedessen blieben auch die meisten Kranken auf ihren Nachtlagern, bis sie starben. Daß unter diesen Umständen die Epidemien nicht gebrochen werden konnten, war klar. Folgendes habe ich selbst erlebt: Meine Füße, die ich schon föllig angezogen hatte, berührten eine schwer Typhuskranke. Neben mir lag eine schwind-süchtige Nonne, an deren Seite eine Dysenteriekranke, die so nahe bei mir lag, daß ich die Wärme ihres Körpers verspürte. Eines Morgens fand ich sie tot vor; ich war dadurch aufgeweckt worden, daß ihr Körper statt Wärme Kälte verbreitete. Da ich selbst vor Hunger ganz schwach geworden war und fast nicht mehr gehen konnte, war es da nicht ein Wunder Gottes, daß ich am Leben blieb?!

Hier noch ein persönliches Erlebnis, das zeigt, wie grob auch der anständige und besser gesinnte Verbannte behandelt wurde. Eine Woche lang schmerzten meine Füße und wollten nicht besser werden, da ich sie unvorsichtigerweise beim Schlafen draußen auf dem Hof nicht bedeckt hatte. Wer die Sonne im Osten nicht gewöhnt ist, bekommt Blasen an Händen, Füßen und Gesicht, wenn er stillsitzt oder liegt, und wenn die Sonne ihre Strahlen nur einige Minuten auf die gleiche Stelle wirft. Es gibt Blasen mit Eiterungen, so daß die Menschen monatelang mit kranken Händen, Füßen und Gesichtern herumlaufen müssen. Mit solchen kranken Füßen lag ich schon eine Woche, als eines Morgens ein bewaffneter Gefängniswärter kam, uns anschrte und fluchte (es waren noch viele Frauen mit kranken

Füßen dabei). „Was liegt ihr hier? Macht, daß ihr in eure Baracke kommt! Erschießen müßte man euch!“ Weil wir mit den kranken Füßen nicht so schnell aufstehen und die Decken zusammennehmen konnten, wie er es verlangte, nahm er sein Gewehr und schlug mit ganzer Kraft nach mir, da ich am nächsten zu erreichen war. Der Herr gab mir Beherrschung zum Schweigen; aber daß sich alles in mir vor Empörung aufbäumte, wird mir jeder glauben. Die anderen Frauen schwiegen nicht. Sie machten ihren Herzen Luft, bewarfen den Soldaten mit schmutzigen Reden und Liefen, so schnell sie konnten, in die Baracke.

Jetzt möchte ich noch von einer schönen Erfahrung erzählen als Beweis dafür, daß der Herr mit seiner Hilfe wie mit einem Lichtstrahl die Nacht erhellte, wenn es am dunkelsten um mich zu werden schien und die Schicksalsschläge am härtesten waren. Eines Tages saß ich so verzagt. Der Hunger quälte mich entsetzlich, denn ich hatte noch keine Verbindung mit meinen Angehörigen, die mich mit Lebensmitteln versorgt hätten. Da sah ich eines Tages auf dem Hof einen Mann in einer Kenserdenbüchse etwas kochen, und als er fertig zu sein schien, nahm er die Mütze ab, faltete die Hände und sprach gesenkten Hauptes leise etwas vor sich hin. Das konnte nur ein Gebet sein. Ich ließ sofort durch eine Nonne diesen Mann rufen, um mich zu überzeugen, ob meine Vermutung richtig sei. Ich hatte mich nicht getäuscht; er gehörte zu den Gläubigen. Er war ein Prediger des Evangeliums und wegen seines eifrigen Streikens für die Sache Gottes auf zehn Jahre in die Verbannung geschickt. Er kannte meinen lieben

Mann gut und war sofort um meine materielle Hilfe bedacht. „Sie haben Hunger“, sagte er. „Sofort hole ich Ihnen meine Grütze; ich koche mir wieder welche, und Sie essen sich mal schön satt“. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Während des Essens erzählte er mir, daß hier am Ort eine große Gemeinde von Gläubigen sei, die bis zu 300 Glieder hätte und für ihn schon zwei Monate gesorgt habe, so daß er zweimal wöchentlich mit Lebensmitteln versorgt würde. Man hätte schon immer gefragt, ob nicht noch Glaubensgenossen angekommen seien; die Gemeindeglieder wären bereit, jedem Hilfe zu leisten. So passe es nun gut, daß morgen eine Schwester mit einem Korb voll Lebensmitteln kommen wollte. Er wolle dann sagen, daß ich jetzt auch da sei; da wäre Hilfe für zwei Personen nötig. Die Schwester kam nun wirklich am nächsten Tage, und als sie meine kranken Füße sah, dann dachte sie nicht nur, daß ich Nahrung für den Körper haben mußte, sondern dachte auch daran, daß meine Füße bekleidet sein mußten, um sie schneller zu heilen. Sie zog ihre weichen Schuhe aus und überreichte sie mir. Als ich mich weigerte, solch ein großes Opfer anzunehmen, sagte sie liebevoll: „Schwester, wenn du für die Sache des Reiches Gottes so leiden mußt, dann will ich auch wenigstens diese Kleinigkeit für den Herrn tun und meine Schuhe dir geben, auch wenn ich selbst damit Rechnung tragen muß, daß mich die Leute auf der Straße jetzt auslachen werden, wenn ich barfuß durch die Stadt nach Hause gehen werde. — Zwei Monate war diese Schwester mein täglicher Ernährer auf Befehl unseres großen Gottes, der den Seinen in der größten Not stets seine hilfreiche Hand darbietet.

Meine Empfindungen der Dankbarkeit, daß der Herr mich nun wie Elias versorgen lassen wolle für die Zeit, die ich in diesem Gefängnis zubringen mußte, kann ich nicht beschreiben. In stillem Gebet faltete ich mit dem Bruder die Hände und dankte Gott für die Gemeinschaft, die ich von jetzt an in stillen Augenblicken an jedem Tag genießen konnte.

Zwei Monate hatten wir nun schon auf den Weitertransport an diesem Ort gewartet. Wenn ich auch durch die Fürsorge der lieben Geschwister nicht Hunger zu leiden hatte, so waren doch genug andere Dinge da, die den Körper nicht zur Erholung kommen ließen. Zwei Monate hatte ich auf der kalten Erde geschlafen, nur einen Sack untergelegt und mit Mantel und leichter Decke zugedeckt, jedesmal ganz durchgefroren und ganz mit Reif bedeckt. Am Tage die große Hitze und nachts die Kälte von den hohen Schneebergen her — da hatte ich mir mit den meisten von uns einen Husten zugezogen, den wir nicht loswurden. Immer wieder seufzten wir zu Gott: „Mache doch diesem Elend ein Ende!“ Das Sterben der Menschen hörte nicht auf. Da hieß es endlich, die Epidemie sei gebrochen, und die Verbannten sollten weiterbefördert werden, das heißt, in die Städte und Dörfer Ostasiens verteilt werden. Mein Transport war inzwischen bis auf 78 Personen zusammengeschmolzen und bestand aus Männern und Frauen im Alter von 48 bis 80 Jahren, welche wegen ihrer religiösen Überzeugung verhaftet waren. Für uns hieß es: „Ihr kommt noch 1000 Kilometer weiter nach Sibirien; ihr werdet auf eine Insel gebracht, damit ihr das Land nicht verpestet.

Religion ist eine Verdummung des Verstandes. Wenn ihr das noch nicht wißt, wird man euch das dort lehren.

Am nächsten Tage ging es los. Jede Gruppe wurde besonders in einen Wagen geladen, um nachher keine weitere Arbeit mit den Verbannten zu haben. Die Wagen wurden dann nur an dem für sie bestimmten Ort losgemacht und der Polizei übergeben. Zehn Kilometer mußten wir alten müden Menschen nun wieder im Soldatenmarsch zum Bahnhof gehen. Von unserem Transport, der vor sechs Monaten in einer Zahl von 1500 Menschen aus der Ukraine abging, waren die meisten verhungert. Als die übriggebliebenen, in Gruppen geteilt, wieder verladen waren, reisten wir nochmals vier Tage und Nächte eingepfergt auf unseren Sitzplätzen bis S. Dort wurden wir ausgeladen. Zwölf Tage brachten wir wieder im Gefängnis zu, bis es endlich hieß: „Jetzt kommt ihr aufs Schiff nach der Insel, wo ihr eure Strafzeit zu erleben habt. Überlebt ihr sie, kommt ihr nach Hause; überlebt ihr sie nicht, begraben wir euch schon.“ Das letztere war eher anzunehmen, denn die meisten waren alte Menschen und zu kraftlos, um sich selbst ihr Brot zu verdienen. Trotz dieser Reden, die so höhnisch und bedrückend klangen, belebte uns der Gedanke, bald am Ziel zu sein. So zogen wir langsam zum Gefängnistor hinaus, bis über die Fußknöchel in tiefem Sand. Als ich das Schiff vor Anker liegen sah, das uns nochmals 500 Kilometer den Fluß entlang fahren sollte, dachte ich an den Sklavenhandel, von dem ich so viel gelesen hatte. Unsere Gruppe von alten, schwachen Menschen,

die man schon 10,000 Kilometer von Gefängnis zu Gefängnis herumgefahren hatte, oft unter unglaublicher Behandlung, umstellt von einer Kette Soldaten wie Verbrecher, bot wirklich das Bild einer Karawane Sklaven.

Das folgende Erlebnis ist eines unter vielen ähnlichen: Unter uns war ein fast taubes, buckliges Mütterlein, das keine Verwandten hatte und ins Gefängnis gekommen war, weil es ein schönes Haus hatte. Um das Haus zu enteignen, wurden dem alten Mütterlein die Kirchenbesuche zur Last gelegt. Sie hörte nun nicht, als der Soldat kommandierte: „Einsteigen!“ und blieb stehen. In unserer Sorge, vorwärts zu kommen, vergaßen wir, sie anzufassen und mitzunehmen. Da saufte auch schon der Flintenkolben auf ihren Buckel, und der Soldat schrie: „Wir haben keine Zeit, auf dich zu warten!“ Sie fiel bewusstlos hin, und wie eine Leiche trugen die Verbannten sie auf's Schiff. Der Soldat höhnte noch hinterher: „Bemüht euch nur nicht wegen der alten Kröte, die lebt wieder auf! Von solchem Ungeziefer, das uns das Land verpestet, gibt es noch mehr.“ Wir dachten auch bestimmt, die Arme sei tot und hätte alles überwunden; aber nach längeren Wiederbelebungsversuchen kam sie wieder zu sich.

So fuhren wir 24 Stunden bei unserem Stückchen Brot den Irtysh, einen nicht großen Fluß, entlang. Wir fühlten uns wie eine Gruppe Sklaven, die irgendwo verhandelt werden sollten. Die Soldaten durften uns nicht eine Minute verlassen und umstanden uns, die wir am Boden des Verdeckschiffes wie ein Häufchen

Stend zusammengekauert saßen. Ich und viele mit mir beteten: „O Herr, hilf noch diesen letzten Schritt!“ In der zweiten Nacht machte unser Schiff endlich Halt, um uns an's Land zu setzen und dann weiterzufahren. Unter vielen Schmerzen und Wehklagen stiegen wir Gefangene aus dem Schiff; dann kletterten wir das hohe Ufer hinauf, wo befohlen wurde, sich zu lagern u. abzuwarten, bis die örtliche Polizei uns in Empfang nahm. Es war ja Mitternacht und nicht so einfach, die Polizei aus dem Schlaf zu wecken. Wer noch Mut hatte, sich ein wenig umzusehen, konnte im Licht der Sterne kleine Häuschen, armselige Hütten, erkennen. Wir merkten, daß wir auf eine Insel gebracht waren, auf der nur wenige Bewohner hausten. Als wir wohl eine Stunde gewartet hatten, hörten wir das Fluchen und Schreien von zwei Stimmen. Der Soldat, der uns in Empfang nehmen sollte, um uns der örtlichen G.P.U. abzuliefern, äußerte in fortwährenden Flüchen seinen Ärger darüber, daß man uns an diesen Ort schickte. Die Bewohner hätten ja selber kein Brot und hungerten, und man bringe noch 78 Menschen hierher! Arbeit sei auch keine, nicht für einen Pfennig. Das einzige, was unser Begleiter ihm zur Beruhigung und zum Trost sagte, war: „Die Verbannten sind alle alt, 7000 Kilometer von ihren Verwandten entfernt; bis sie von dort etwas geschickt bekommen, sind sie tot, und ihr seid sie los.“ Da erklang wieder die Antwort in einem Klauerwelsch, an dem man einen Kirgisen erkennen konnte: „Ja, warum schleppt man sich in Rußland mit solchen Kreaturen herum, um sie doch verhungern zu lassen? Erschießen an Ort und Stelle wäre doch das

beste.“ Anstatt uns nun endlich freuen zu können, daß wir jetzt der rohen Behandlung der Gefängniswärter entronnen waren, kamen wir in neue aussichtslose Not. Wir waren nun der örtlichen Polizei übergeben, und die Soldaten, die uns gebracht hatten, gingen wieder aufs Schiff. Unser neuer Führer brachte uns auf den Hof der G.P.U. und schloß uns in einen Schuppen ein, weil am Ort kein Gefängnis war und wir ja auch freigelassen werden sollten. Er hielt Wache, bis am nächsten Morgen der Oberste der G.P.U. kam, dem unsere Papiere ausgehändigt wurden. Derselbe rief uns der Reihe nach auf und gab jedem einen neuen Ausweis mit den Worten: „Auf dieser Insel könnt ihr euch jetzt einrichten, wie ihr wollt; untersteht euch aber nicht zu fliehen! Am Ersten jedes Monats habt ihr euch zu melden; fehlt jemand, wird sofort nachgesucht, und derjenige bekommt dann nicht mehr freie Verbannung, sondern wird eingekerkert.“ Das Wort „entfliehen“ war eigentlich nur ein Hohn. Die Bahnstation war 250 Kilometer von uns entfernt, das Schiff landete zweimal in der Woche in den Sommermonaten, und das Ufer war dann jedesmal unter strenge Polizeiwache gestellt. Im Oktober fror der Fluß schon zu, und das erste Schiff kam erst am 1. Juni. Wir hatten auch keine Gelegenheit, an Entfliehen zu denken. Frei waren wir jetzt, d. h. Freiheit war es ja noch längst nicht; aber wir waren uns jetzt selbst überlassen. Und was bot uns diese halbe Freiheit?

Als wir aus dem hochumzäunten Hof der G.P.U. herausstraten, ertobte uns der undenkbarste Sandsturm, den ich noch nie gekannt hatte, und der uns

immer wieder drohte hoch in die Luft zu heben. Später erfuhren wir, daß Erd- und Sandstürme eine gewöhnliche Naturerscheinung an diesem Ort seien, im Augenblick waren sie für uns schrecklich. Vor uns zählten wir 50 Kirgisenhütten mit Erddächern. Wer würde uns Obdach geben, fragten wir uns immer wieder. 78 Mann waren nicht so einfach unterzubringen, und die Sprache kannten wir auch nicht. Mit unseren Sachen, die nun schon im halbjährigen Wandern schmutzig und wie Lumpen aussahen, von Haus zu Haus zu gehen und bei dem Sturm um Obdach zu bitten, war zu schwer. Da blieben wir nun alle auf der Straße sitzen, und zwei Pfaffen gingen von Haus zu Haus Quartier suchen. Es war bereits 4 Uhr nachmittag, und niemand nahm uns auf. Geessen hatten wir auch nichts, so daß uns unsere Freiheit schon bedrückte und wir anfangen zu verzagen. Wir konnten doch nicht auf der Straße bleiben. Die Geistlichen hatten nur drei Familien Russen gefunden, und einer von den Männern war so freundlich uns als Dolmetscher zu dienen. So mitleidig er sich auch uns gegenüber zeigte, Quartier konnte er uns auch nicht geben. Was blieb uns übrig? Nichts anderes als wieder in die G.P.U. zu gehen und zu bitten, sich doch unserer anzunehmen. Wir seien doch schließlich kein Vieh, das man an einen Ort bringe und laufen lasse, ohne sich weiter darum zu kümmern. Nach langem Warten bekamen wir endlich ein Schreiben gerade an die drei russischen Familien gerichtet, deren Hühnerställe für uns freigemacht werden sollten, damit wir doch irgendwie unter Dach kämen. Es stellte sich nun der Leser die schmutzigsten Hühnerställe vor, wo vielleicht jährlich etwas gereinigt wurde, ohne

Fenster. Platz war nur so viel da, daß wir nur dann schlafen konnten, wenn wir dicht beieinander lagen. Morgens gingen alle nach der Reihe heraus und saßen oder tummelten sich auf den Höfen herum. Ein Obdach hatten wir nun, hatten es auch so gut wie möglich gereinigt, nur genügt solche Behausung höchstens für den Sommer, aber nicht für den Winter, ohne Fenster und ohne Öfen. Aber in dem Moment wurde daran nicht gedacht; Hauptsache war: womit sollten wir unseren Lebensunterhalt fristen? Die meisten von uns hatten ihre Verwandten auch schon in der Verbannung, so daß nur der dritte Teil auf Mithilfe von den Schwigen zu hoffen hatte, und ein dritter Teil auch nur fähig war, die allerleichtesten Arbeiten im Haus oder Hofe zu leisten, weil alle so entkräftet waren. Einen Tag waren wir nun schon am Ziele, und unsere Geistlichen, die noch etwas kräftiger waren, suchten alle 50 Hütten des Ortes auf, um Brot zu kaufen, denn wir hatten alle den heftigsten Hunger, aber alles umsonst. Sie hatten nur gefunden, daß die Bewohner selbst bettelarm waren, vollständig ausgeraubt und nichts zu essen hätten, außer Hirsegrütze. Diese wurde auf einer morgenländischen Handmühle, die sich noch bei jedem Kirgisen vorfand, gemahlen und wie eine Art Brei, gemischt mit Wasser, geessen. Die kirgisischen Handmühlen erinnerten mich oft an Jesu Worte, wie Er zu seinen Jüngern sagte: „Zwei werden mahlen auf einer Mühle, einer wird angenommen, der andere wird verlassen werden.“ Wir alle dachten, daß diese Mühlen längst nicht mehr vorhanden seien und der Vergangenheit angehörten, aber sie waren noch genau so im Gebrauch wie zu Jesu Zeiten, bei den ostasiatischen Völ-

fern. — Brot war also keines da, was dem Leser wohl fabelhaft klingt, und es war doch Tatsache und für uns todbringende Wahrheit. Wir gingen nun wieder in die G.P.L. und baten händeringend, uns doch Brot zu verschaffen und wenn für Bezahlung, denn etliche hatten noch etwas Geld, welches sie im Versteck gehalten hatten, im Falle man uns weiter transportieren würde, wo es etwas zu verdienen gäbe, oder uns ins Gefängnis zurückzubefördern. Das klingt wieder unglaublich, aber ich habe es miterlebt, daß man aus Furcht vor dem Hungertode so weit kommen kann und lieber im Gefängnis sein will, um seine 300 Gramm Brot essen zu dürfen. Dort war auch die Mithilfe der Verwandten mehr sichergestellt und gab Hoffnung, am Leben zu bleiben. In der G.P.L. sagte der Beamte nun klipp und klar: „Euch weiter zu schicken habe ich kein Recht, weil Euch von höheren Beamten dieser Ort bestimmt ist. Brot kann ich euch um keinen Preis geben, weil ich selbst nur meine Norm zugeteilt und aus der Stadt geschickt bekomme. Ihr wißt doch, daß ihr auch nicht zum Leben hergeschickt seid (was man uns so oft wiederholte), und nun belästigt mich nicht weiter.“ Die Tür fiel ins Schloß und wir gingen in stummer Verzweiflung zurück auf unsere Höfe. Wer noch Verwandte zu Hause hatte, benachrichtigte telegraphisch die Seinen von unserer traurigen Lage, und wenn nicht eilends Hilfe geschehen würde, wir alle Hungers sterben müßten. Wir berechneten nun, daß diejenigen, deren Bekannte oder Verwandte in nächster Nähe waren und sich beeilen würden mit ihrer Hilfe, dann konnten wir frühestens in 14 Tagen das erste Paket mit Lebensmitteln erhalten, dann würden ja schon weitere folgen.

Aber diese 14 Tage noch durchzuhalten! Wir wiederholten unsere Versuche, bei den Bewohnern irgendwelche Lebensmittel zu bekommen. Brot, betone ich nochmals, war keines da, aber wir hatten erfahren, daß ein Kirgise sein vor Hunger schon dem Verenden nahes Pferd noch schnell geschlachtet hatte. Zu ihm eilten die meisten von uns und baten, uns doch jedem ein Stückchen Fleisch zu verkaufen. Wir hatten schon zwei Tage nichts gegessen. Nach langem Bitten wurde sein Herz schließlich weich, und indem er zu uns sagte: „Ich habe selbst nichts zu essen; wenn ich dieses Pferd verzehrt habe, muß ich auch sterben“, schnitt er uns ungefähr 10 Pfund Fleisch ab, und wir teilten es uns wieder in 8 Teile und kochten es in 8 Eimer Wasser, je für zehn Mann. Was das für eine Suppe gab, werden die Leserinnen verstehen; aber das Wasser roch und schmeckte wenigstens anders als nur nach Wasser. Wir dankten Gott für die wunderbare Hilfe an diesem Tage. In den nächsten Tagen, als wir schon mit der Gegend mehr bekannt waren, fanden wir im Schilf am Fluß auch auf dem Felde, wo der Irtysh aus den Ufern gestiegen war und sich Pfütze gebildet hatten, wilde Zwiebeln. Es waren nur kleine Knollen, wie Haselnüsse, mit ungefähr 30 Zentimeter langem Lauch. Das war nun wieder eine freudige Entdeckung. Tag aus, tagein wurden nun diese Zwiebeln gesucht, gehackt und im Salzwasser zu einem Brei gekocht und von den Verbannten gegessen. Eine Nonne hatte noch eine Kirgisenfrau gefunden, die täglich ein Ei verkaufte. Nur zwei Hühner hatte sie; ein Ei aß sie selbst und eines verkaufte sie. Dieses Ei bekam ich, weil mein Magen den Zwiebelbrei nicht vertragen konnte. Hin und wie-

der fanden wir auch noch Pilze, aber alle diese nur ungenügend ausshelfenden Lebensmittel konnten uns auf die Dauer nicht vor dem Hungertode retten. Zehn Personen waren schon an Dysenterie krank von dem Zwiebelbrei und wildem Sauerrampfer und lagen sich draußen auf den Höfen auf ihren Lumpen herum. Von ihnen konnte man schon mit Bestimmtheit sagen, daß ihre Tage gezählt waren. In 12 Tagen hatten wir schon 8 Tote zu verzeichnen, die wir einfach in ihren schmutzigen Kleidern, wie sie da lagen, in die Sandgräber versenkten. Die Geistlichen, die wir unter uns hatten, bekreuzigten nur das Grab, das den Toten bedeckte, damit war alles abgetan.

Ich hatte als einzige Deutsche in unserer Gruppe, an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt, mir schon gleich bei der Ankunft im Gefängnis die strengste Einteilung meiner Lebensmittel aufgezwungen. Infolgedessen war ich mit Gottes Hilfe vorläufig vor allen epidemischen Krankheiten bewahrt geblieben. Fierzehn Tage lang hatte ich nun löffelweise von dem Zwiebelbrei und ein Ei den Tag gegessen. Vier Rubel Geld hatte ich noch — das gab noch 4 Eier; und was dann? fragte ich mich.

Das Gehen fiel mir vor Schwäche schon sehr schwer. „Herr, unser Gott, hast du mir diese halbe Freiheit geschenkt, um mich doch noch Hungers sterben zu lassen?“ „Nein,“ hieß es in mir, „wenn für niemand, dann bleibst du für dich als Wunder Gottes am Leben; der Herr wird dich erretten zu seiner Zeit. Vier Rubel hast du noch und du verzagst?“ — Werte Leser, den Glauben halten an die Hilfe Gottes, wo man selbst

ganz entkräftet war, 10 Mann schon unterlegen waren und eine Anzahl stöhnte vor Schmerzen und bat kläglich um das kleinste Stückchen Brot — immer wieder nur ein Stückchen Brot — das mußte durchlebt und erprobt werden, ob man da noch an die Liebe Gottes glauben konnte. Das hat sich an mir bewahrheitet, denn ich kann sagen wie Paulus: „Was mir das Teuerste war — den Glauben behalten bis heute zur Ehre Gottes, unseres Herrn und Heilandes.“

Wir hatten ja den 14. Tag errechnet bis zur möglichen Ankunft des ersten Pakets. Der Tag war vorüber, und nichts kam. Von meiner Heimat war ich ungefähr 6000 Kilometer entfernt, da konnte vor drei Wochen kein Paket kommen. Aber von den Gläubigen in K., die mich schon sechs Wochen unterhalten und versprochen hatten, es weiter zu tun, konnte jeden Tag ein Paket eintreffen. Ihnen hatte ich unsere Lage geschildert. Und richtig, am Morgen des 15. Tages sah ich einen Mann von der Post in schnellem Lauf auf mich zukommen. Schon von weitem schrie er: „Für Sie ist ein Paket da! Schnell holen, in einer halben Stunde wird das Postamt geschlossen!“ Da ich so schlecht gehen konnte, wurde ich von denen, die noch stärker waren, gestützt und mehr geschleppt, als gehend zur Post gebracht. Das war eine Freude! Nicht nur eins, sondern zwei Pakete waren da! Auch Geld sollte ich am nächsten Morgen abholen, das hatte mir der Postbeamte noch im Weggehen nachgerufen. Die Freude gab mir neue Kraft und neuen Lebensmut. Die Geistlichen, die auch vor Freude herbeigeeilt waren, nahmen die Pakete auf den Rücken, und wir Frauen gingen

nun auch festeren Schrittes unserer Behausung zu. Als alle, die noch gesund waren, sich versammelt hatten, wurden die Häupter entblößt, und unter Tränen der Dankbarkeit sprach jeder mit lauter Stimme ein Gebet. Dann wurden die Kisten geöffnet. Der erste Kasten enthielt geröstetes Brot, und „Brot! Brot!“ schrien alle vor Freude. Redlich wurde jedes Stückchen Brot verteilt. Der zweite Kasten enthielt Zucker, Tee und Grütze. Da 10 von uns schon gestorben waren, zehn andere im Sterben lagen, wurde alles auf das genaueste unter die übrigen 60 verteilt. Es war, auf so viele verteilt, wenig genug, aber doch eine Abwechslung und Hilfe. Bei guter Einteilung konnte es für jeden fünf Tage zum notwendigsten Lebensunterhalt ausreichen. Inzwischen konnten wieder Pakete kommen, und es kamen auch wirklich welche für die anderen.

28 Menschen hatten wir im Sande von Ostasien schon verscharrt, bis die Versorgung durch Pakete einigermaßen geregelt war. Über das Sterben der Verhungerten kann ich nicht schreiben; es ist so traurig, daß Worte es nicht schildern können. Ich habe oft an das Wort in der Offenbarung Johannes gedacht: „Sie werden kommen aus großer Trübsal, angetan mit weißen Kleidern und Palmen in der Hand.“ Da werden auch die darunter sein, die um ihres Glaubens willen im fernen Asien den Hungertod erlitten.

Einundeinhalb Jahre hatten wir an diesem Orte menschlichen Elends zugebracht. Manchmal gestaltete sich unsere Lage etwas besser; dann wieder hieß es hungern, besonders im Frühling, wenn der Fluß aus seinen Ufern stieg und die Pakete in der Stadt liegen

blieben. Da mußten wir einen Monat warten, bis wir sie erhielten. Briefe wurden auch nur sehr spärlich zugestellt. Da die Wege für Fahrzeuge nicht zu benutzen waren, wurden viele Postsendungen 250 Kilometer weit auf Kamelen befördert. Das ging natürlich sehr langsam. Unsere Gruppe von Verbannten war infolge der wechselnden Nöte schon bis auf 25 Personen zusammengeschmolzen, die anderen waren in diesen anderthalb Jahren gestorben. Die Bauern am Orte hatten aber nicht weniger Tote; gut die Hälfte von ihnen war ausgestorben. Wir Überlebenden fingen nun schon an, die Tage bis zu unserer Befreiung zu zählen. Ein Jahr lang waren wir von einem Gefängnis zum anderen geschleppt worden. Ich kam dabei in zehn verschiedene Gefängnisse. Einundeinhalb Jahre waren wir hier. Da die meisten von uns eine Strafzeit von drei bis fünf Jahren hatten, war für sie die Hälfte der Zeit herum. Zu ihnen gehörte ich. Das war schon eine Ursache zum Dank. Aber der Herr hatte noch eine besondere Freude für einige von uns. Gerade an dem Tage, als zweieinhalb Jahre von unserer Strafzeit abgelaufen waren, wurden zehn von uns zur GPM. gerufen, und dort wurde ihnen gesagt, daß man ihnen sechs Monate Gespelt habe für gutes Betragen. Ich hatte z. B., als ich durch die Lebensmittelpakete wieder einigermaßen zu Kräften kam, für die Beamtenfrauen umsonst geflickt, gestrickt, die Kinder gehütet, wenn sie ihre Versammlungen besuchten. Die Nonnen hatten ihnen Steppdecken und anderes genäht. So hatten wir uns bemüht, uns nützlich zu machen. Dafür hatten wir auch hin und wieder einen Teller Suppe von Pferdefleisch bekommen. Wir zehn Frauen waren nun ganz

frei. Die anderen fünfzehn freuten sich wohl mit uns, aber die Traurigkeit, daß sie noch zurückbleiben mußten, unterdrückte die Freude. Wir konnten nicht gleich nach Hause fahren, weil es zu kalt war, um auf einem offenen Lastauto 250 Kilometer bis zum Bahnhof zurückzulegen. Wir hatten ja nichts weiter als dünne Mäntel oder Tücher, und damit durften wir uns nicht auf die Reise wagen, sondern mußten warten, bis es wärmer würde und auch das Reisegeld von unseren Verwandten käme. In den zwei Monaten, die wir noch warten mußten, bis wir endlich fahren konnten, starben noch sieben Frauen an Hungertyphus. Die letzten acht Personen erhielten auch noch die Freiheit, so daß wir 18 Personen von 78 nach zweieinhalb Jahren schwerer Erfahrungen diese Insel verließen. Es war auch die höchste Zeit; denn unsere Hühnerställe drohten einzustürzen. Wir hatten sie uns übrigens einigermaßen wohnlich gemacht; zwei Geistliche, die inzwischen auch gestorben waren, hatten zwei Fensterchen eingesezt. Die Wände hatten wir der Kälte wegen dick mit Erde umschüttet.

Als wir reisefertig im Lastauto saßen, konnten wir doch spüren, daß alle Feindseligkeit, mit der die Bewohner uns empfangen hatten, geschwunden war. Es war uns mit Gottes Hilfe gelungen, ihr Wohlwollen zu gewinnen. Alles, was noch da war, Kirgisen und Russen, kam, uns Glück zur Reise zu wünschen, und freute sich mit uns. Die Gräber unserer lieben Mitverbannten, deren letzten Worte wehmütig klangen: „Wir sehen unsere Lieben und unsere Heimat nie wieder,“ hatten wir vor unserer Abreise, so gut es ging, zurechtgemacht und mit einfachen Kränzen geschmückt.

Zweimal 24 Stunden fuhren wir so bis zur Stadt. Man hatte uns erzählt, während wir auf der Insel hausten, daß an dem Wege zur Stadt 6. 17 Dörfer ausgehungert und die Menschen daraus teilweise geflohen waren, um vor dem Hungertode bewahrt zu bleiben. Diese Mitteilung schien uns übertrieben zu sein, doch es bestätigte sich alles. Die Dörfer waren wirklich leer, überall in den Häusern standen die Möbel unbenuzt; die Gardienen flatterten hinter den zer Schlagenen Fensterscheiben; am Wege lagen wiederholt Menschenschädel.

Wir kamen alle furchtbar erkältet in der Stadt an. Nun gab's ein letztes Trennen. Man fühlte sich durch diese Jahre des Zusammenlebens im Stend verbunden, und manches Auge wurde feucht beim Abschied für immer. Meine Reise ging vom Osten in den hohen Norden, bis ans Weiße Meer. Meinen Wohnort im Nordkaukasus habe ich nie wiedergesehen. Sechsmal 24 Stunden reiste ich nun noch, bis ich wieder zu meinen Kindern kam. Den kleinen Enkel hatte meine andere Tochter nach Deutschland mitgenommen, weil seine Mutter (meine Tochter) bald nach meiner Verhaftung auch arretiert wurde, weil sie mich nicht verraten hatte. Alle drei hatten wir an verschiedenen Orten in der Verbannung viel Schweres erlebt. Trotzdem der kleine Junge uns nun auch fehlte, so war die Freude des Wiedersehens doch sehr groß. Unseren Kleinen wußten wir in guten Händen und wohlgeborgen. Daß der Herr, der die Geschichte der Menschen lenkt, uns nach drei Jahren langer Trennung eine Wiedervereinigung schenkte, war ein großes Wunder, wenn

wir uns auch nicht im heimatischen Kaukasus, sondern im hohen Norden trafen. Wie viele der Verbannten haben das nicht erlebt. So wurden wir auf's neue ermuntert, dem lebendigen Gott, der Wunder tut, weiter zu dienen unser Leben lang.

Ich erfuhr sodann, daß mein Mann die deutsche Reichsangehörigkeit erworben hätte. Somit hatte auch ich das Recht, Rußland zu verlassen. Dazu mußten wir aber weiter ins Innere Rußlands ziehen, denn hier im Norden gab es keine Auslandsabteilung. Sechs Monate ruhte ich mich aus. Da unsere Habseligkeiten nur gering waren, wurde eines Tages schnell gepackt, und wir zogen jetzt wieder mit neuen Hoffnungen fürs Leben in ein Städtchen, nicht weit von Moskau entfernt. Dort machte ich meine Eingabe um die Ausreise. Da hieß es erst wieder lange warten, glauben und vertrauen, daß der Herr auch in dieser Stunde zum Ziele helfen würde. Ein Jahr und sieben Monate dauerte es noch, bis ich die Ausreiseerlaubnis erhielt, als nach menschlichem Ermessen keine Hoffnung mehr dafür bestand. Am 2. September, 1936, um 8.30 Uhr verließ ich das Land, in dem ich nicht nur Hab und Gut, sondern auch die Gesundheit gelassen hatte, wo man von Freiheit spricht und keine kennt. Am 4. Sept. kam ich in meine neue Heimat (Deutschland) an, wo mein lieber Mann und die Kinder mich mit Freuden begrüßten, und wo ich Ruhe und Sicherheit fand. Gelobt sei der gütige Gott, der meine Tränen gezählt und mein Gefängnis gewendet hat!

Der Herr Jesus sagt: „Die Pforte ist eng, die zum Leben führt.“ Um durch diese enge Pforte einzugehen,

reinigt der Herr seine Kinder, und vieles Menschliche, Ungöttliche muß in der Glut der Trübsal verbrennen, auf daß unser Glaube rechtschaffen erfunden werde gleich dem Golde, das im Feuer bewährt wird.

Viele Kinder Gottes sind der Meinung, daß durch Trübsal die meisten Menschen sich zu Gott nahen; aber in Rußland verlor man oft das Unterscheidungsvermögen, ob das zugefügte Elend der Seele oder dem Körper galt. Hebräer 12, 11 heißt es: „Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünkt uns nicht Freude, sondern Traurigkeit; dann aber, wenn sie vorüber ist, kommt die friedsame Frucht der Gerechtigkeit zum Vorschein für die, die darin geübt sind.“

Die Hauptsache bleibt das Beharren bis zum Ende. Ich schließe die Niederschrift meiner Erlebnisse mit dem Wunsch und dem Gebet, daß mancher Müde und Mutlose aufgerichtet werde beim Lesen der Wunder, mit denen der Herr mich durch tiefste Nöte hindurch erhalten hat.

Mit dem armen, gequälten Russenvolk aber und mit den Märtyrern des Heilands sei die Barmherzigkeit Gottes! „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.“ „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird dann werden wir sein wie die Träumenden.“

Von Prediger C. MARTENS erschienen frueher:

Unter dem Kreuz

70 bis 80 Tausend, 184 Seiten
in Leinen R.M. 2.85 — \$1.25

In der Rauberhoele

16 Seiten, geheftet 10 Cents.

Schweigende Not

62 Seiten, 50 Cents. (3 Auflagen.)

Taten Gottes im Osten

120 Seiten, \$1.00. (3 Auflagen.)

Zu beziehen durch

German Baptist Publication Society,
3734 Payne Ave., Cleveland, Ohio, U. S. A.

oder

C. MARTENS, R. R. 1, North Kildonan, Mantioba,
Canada.